

Dr. med. Henry Detwiller von Langenbruck in Easton Pa. U.S.A

Autor(en): Hans Fichter
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1932

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/24f91538-1d6b-4019-9a4a-037424c5b844>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Dr. med. Henry Detwiler von Langenbruck

in Easton Pa. USA.

Der Onkel in Amerika.

Von Hans Fichter.

Zum Geleit.

Der Versuch einer Beschreibung des Lebens des Arztes Dr. H. Detwiler, des Onkels in Amerika, geboren 1795 in Langenbruck und gestorben 1887 in Easton Pa. USA., gründet sich auf ungefähr 43 Briefe desselben an seine Mutter und besonders an seine Schwester und seinen Schwager S. D. in Basel, die von seiner Nichte, Frau M. F. S., gewissenhaft und fleißig gesammelt, sortiert und exzerpiert, als Erbe an den Unterzeichneten kamen, außerdem auf persönliche Bekanntschaft und Mitteilungen von Verwandten.

Diese gewiß schon durch ihre Aufbewahrung keine ganz gewöhnlichen, sondern eher seltenen Privatbriefe sind, der erste vom 28. April 1819, der letzte vom 4. August und 1. Oktober 1879, acht Jahre vor seinem Tod, äußerst sorgfältig abgefaßt, zweimal für einmal geschrieben (eine Kopie blieb in seiner Hand), manche angefangen, zurückgelegt, wieder ergänzt, verschiedene Male datiert, dann versandt (ein Brief, 1863 an seinen Bruder Jakob angefangen, war beiseite gelegt und zufällig wieder gefunden, erst 1868 abgesandt, also fünf Jahre lang liegen geblieben), viele morgens 2—3 Uhr geschrieben (der Schreiber schlief von 24 Stunden oft nur 4—5 Stunden), einzelne auf durchsichtigem Papier, beidseitig beschrieben, sehr schwer zu entziffern, doch sehr gewissenhafte Quellen¹⁾.

Die Sprache ist schriftdeutsch, da der Schreiber, trotz Herkunft von Langenbruck, das Baselditsch schon lange verabscheut (1838 auf dem Korn hat) und seinem Sohn Charles, den er seinem Schwager in Basel zur Erziehung übergeben, englisch schreibt, damit er es nicht vergesse und sich das Baselditsch nicht angewöhne. Doch ist sein Deutsch, wie bei vielen Schweizern, nicht ganz gutes Hochdeutsch, und ebensowenig fehlerfrei als sein Französisch (z. B. nous verons) oder Englisch (z. B. good statt god bless you!). Es ist eben die Sprache eines Selbmademan. Sein Stil ist der eines selbständig Gebildeten der damaligen Zeit. Schwerfälligkeiten im Ausdruck, die mit Leichtigkeit in Überlegenheit angeführt werden könnten, sollten einem, der nach des Tages Arbeit zur Zeit der Nachtruhe noch Briefe schreibt, weder angerechnet noch übel genommen werden. Altertümlichkeiten oder gar Unrichtigkeiten, die in folgender Darstellung, um das Original gelegentlich wortgetreu wiederzugeben, absichtlich stehengelassen sind, möge der Leser gütigst begreifen und nach Gutdünken berichtigen.

Die Briefe sind nicht für das große Publikum bestimmt. Der Schreiber will auch nicht großtun, bittet um Vorsicht betreffend Privatangelegenheiten und übt gelegentlich ernste, unerbittliche Selbstkritik.

Allein das darin geschautte Lebensbild soll doch nicht nur die Abtragung einer angenehmen Liebeschuld oder ein Erinnerungsblatt für die Familie sein, sondern hoffentlich auch lesenswert und lehrreich für weitere Kreise. Denn den Hintergrund dieses Lebensbildes eines Baselbieters, der vor hundert Jahren nach Amerika auswanderte und dort eine große ärztliche Praxis mit anerkannt bedeutendem Erfolg ausübte und als Vater und Gründer einer zahlreichen Familie erst im 92. Jahre seines Lebens nicht aus Altersschwäche, sondern infolge eines, bei seinem hohen Alter allerdings verhängnisvollen, Unfalles in Ausübung seiner ärztlichen Tätigkeit, von seinen zeitgenössischen Landsleuten

hochgeehrt, starb, bieten die damaligen Verhältnisse der Gestaltung der USA., der dortigen Landschaft und Landwirtschaft, Industrie und Technik und der menschlichen Gesellschaft, die zu seiner Zeit verhältnismäßig schon vorgeschritten waren, wenn sie auch heute längst wie vom Flugschiff überflügelt sind. Dabei haben wir es mit einem Manne zu tun, der mit feinem Verständnis und weitem Blick alles, nicht nur seinen Arztberuf, sondern auch, was näher oder entfernter mit ihm zusammenhängt, in den Bereich seiner Beobachtung und Besprechung zieht und also Natur, Flora, Fauna, Geschichte, Geschäfte, Reise, Verkehr zu Wasser und Land, Landwirtschaft, Industrie und Erfindung, Gesellschafts- und Volks sitten, Politik und Religion bespricht, so daß das Lebensbild eines einzelnen Auswanderers aus dem Baselbiet nach den USA. vor hundert Jahren ein Stück der Geschichte unserer Heimat und sogar der Vereinigten Staaten von Amerika wird.

Heimatliche Herkunft.

H. D. gehört der weitverzweigten Familie Dettwiler an. Diese Familie, deren Name dem Wohnort oder der Zeit entsprechend verschieden geschrieben wird, Tättwyler, Thettwyler, Thedwyler, Dättwyler, Dettwiler, Dettweiler, Dettwiler, ist über die Schweiz, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika verbreitet. Unser H. D. gehört selbstverständlich der Familie in der Schweiz an. Diese wird zuerst am 25. Oktober 1437 in Dettwil (Aargau), Bezirk Baden, mit Uely von Tättwyl erwähnt, dann aber auch in Zofingen und Biel, wo am 13. August 1600 ein Andreas D., Wundarzt von Zofingen, Bürger wurde. Für unsere Abhandlung kommen die Familien dieses Namens im Kanton Aargau oder Bern, aber auch im Elsaß oder gar in Deutschland (Bremen), so wichtig sie sein mögen, nicht in Betracht. Der Zweig der Familie, von welchem H. D. her stammt, kam

von Dettwil über Säget bei Zofingen am 18. August 1572 nach Langenbruck (Baselland) (Jakob und Jörg). Ende XVII. Jahrh. wanderte ein Urenkel des Jörg, Martin D., nach Amerika aus, weil er als Anhänger der Täufer in Untersuchung gezogen wurde. Die Zugehörigkeit dieses und noch anderer Glieder der Familie D. zu den Täufnern läßt auf eine gewisse unabhängige Selbständigkeit schließen. Die Eltern unseres H. D. waren Henri D., geboren 12. Mai 1760, gestorben 10. Mai 1814, verheiratet mit Verena Jenny am 17. Januar 1792. H. D. war das zweite von sieben Kindern dieser Eheleute. Der Vater starb an Gesichtsröse (Erysipelas). Diese Annahme ist wohl richtig, da sie der Sohn direkt von der Mutter erhielt und als Homöopath den Vater als Opfer des Brownschen Systems bezeichnet. Sie schließt aber doch nicht aus, daß er sich im Fieber, nach der Heimkehr vom Viehmarkt im Elsaß, an einem Fußwärmer mit Kohlen erwärmte und dabei durch Einatmen der Gase vergiftet wurde, wie die Familiengeschichte des Großsohnes erzählt. Die Mutter war nun also mit sieben Kindern allein. Über sie schreibt ihr Großsohn in seiner Familienchronik, was wegen der Eigentümlichkeit der Erziehungskunst dieser Frau nicht unerwähnt sein soll. Sie war, wie es scheint, eine strenge Erzieherin. Der jüngste ihrer Söhne erzählte, wie sie ihn erzog. Von dem Grundsatz ausgehend, daß, was ein Kind auf seinem Binnsteller beim Essen hatte, alles gegessen werden müsse, zwang sie ihn einmal, nachdem er seinen Kirschenkuchen ohne Kerne gegessen hatte, nach Tisch diese zur Strafe noch nachzuessen. Befleckte er beim Spiel sein Sonntagskleid, so trug sie ihn zu einem Brunnen und tauchte ihn vollständig im kalten Wasser unter. Als er aus der französischen Schweiz eigenmächtig heimkam und sich aus Furcht vor Strafe im Stalle verbarg, sandte ihn die Mutter, nachdem sie ihn entdeckt hatte, am nächsten Morgen sofort wieder in seine Welschlandtschule zurück. Noch in ihren alten Tagen spann sie täglich fleißig am Spinnrad

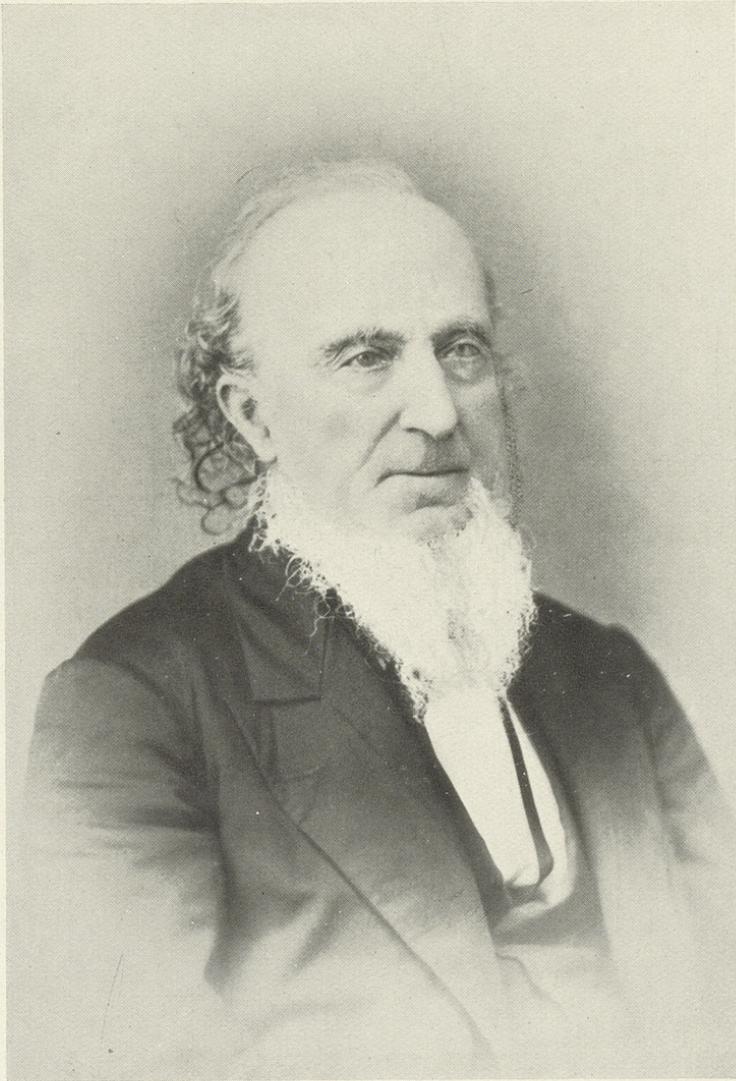
Flachs für die daheim zu webende Leinwand. Von einer solchen Mutter stammte also nicht nur eine zahlreiche, sondern auch erfolgreiche Familie.

Es können in diesem Zusammenhang natürlich die einzelnen Familien nicht näher betrachtet werden. Die einen und andern Persönlichkeiten derselben werden gelegentlich Erwähnung finden. Im allgemeinen sei hier vorweg nur gesagt, daß im Jahre 1909 die Familienchronik an direkten und indirekten Verwandten in Europa 210 und in USA. 136 Angehörige zählte. Nach einem Brief vom 4. August und 1. Oktober 1879 hatte H. D. 25 Großkinder und 11 Ur-entel, deren Familien sich seither weiter verzweigten und verbreiteten. In der Familie D. befinden sich nicht nur sehr erfolgreiche, reise- und unternehmungslustige Farmer, Geschäftsleute und Fabrikanten, sondern auch beliebte und geschickte Ärzte und selbst eine Dichtergröße wie Carl Spitteler. H. D. selber war also Mediziner und Arzt und hat heute noch verschiedene direkte Nachkommen als erfolgreiche, angesehene Ärzte in Amerika.

Das Familienwappen besteht aus einem zweigeteilten Schilde, im oberen Feld ein schwarzer, aufstrebender Adler in Gold (Habsburg?), im untern Felde von links nach rechts abwärts schräg rote Balken, in Silber oder Weiß (Liestal?). Ein anderes Wappen der Familie aus dem Jahre 1850, von der Schneidernzunft beglaubigt und von einem Vorgesetzten dieser Zunft, Johann Jakob D., geführt, zeigt auf rotem Feld mit Goldrand einen silbernen Huhnkopf mit rotem Kamm und Lappen, die Helmzier aus rot und weißer (silberner) Decke mit demselben Huhn gekrönt.

Bis zur Auswanderung aus der alten Heimat
Europa nach Amerika.

Der Zeitpunkt im Lebenslauf²⁾, da wir den H. D. zum erstenmal näher ins Auge fassen können, ist sein Aufenthalt



Dr. med. Henry Detwiler, von Langenbrunn, in Easton, Pa., U. S. A.

in Tübingen 1814 zum Zwecke des Medizinstudiums und die Erfahrung vom Tod seines Vaters. Wir lassen ihn am besten selbst erzählen, wie es der Vierundachtzigjährige, also acht Jahre vor seinem Tode, in dem letzten vorhandenen Schriftstück an seine Schwester Verena (Brodbeck), Großmutter des Dichters C. Spitteler, am 4. August 1879 von Easton aus schreibt.

„Es sind jetzt noch drei von den sieben Kindern unserer lieben Eltern am Leben, am nahen Ende ihres Daseins. Der frühzeitige Tod unseres lieben Vaters (10. Mai 1814) hat uns seiner Aufsicht, seiner Fürsorge und seinem väterlichen Rat entzogen und uns, noch minderjährig, der Sorge unserer lieben und teuren Mutter unter Beistand von Vormundschaft überlassen. Schwester Anna, die älteste, zur Zeit des Ablebens unseres Vaters verheiratet (Bader), war soweit versorgt. Ich zu eben derselben Zeit war in Tübingen auf der Universität, um meine unter Leitung von Dr. L. S. begonnenen Studien fortzusetzen. Ein Ereignis, welches tiefen und unvergeßlichen Eindruck auf mich machte, war eine Ahnung von unseres Vaters Tod. Ich erlaube mir, dir die Geschichte hier mitzuteilen. Ich logierte in einem Privathaus bei Herrn Bürgermeister R. Sie waren kinderlos und behandelten mich mit größter Zuorkommenheit und taten alles, meinen Aufenthalt angenehm zu machen usw. usw. Eines Morgens um etwa 3—4 Uhr erwachte mit einem ungeheuren Angstgefühl und unwiderstehlichem Antriebe zu weinen ohne herzuleitende (nachweisbar erklärliche) Ursache. So ging's drei Tage mit schlaflosen Nächten fort. Niemand vermochte mich aus dieser Trauerstimmung zu bringen. Ich hatte eine Ahnung, einen Gemütseindruck, es sei ein großes Unglück in unserm Hause vorgefallen, mein Vater sei gestorben, und nach fruchtlosem Streben, diese Qualen und Unruhen zu überwinden, beschloß ich, nicht nach Hause, sondern nach Freiburg i. Br. zu gehen und bat, etwaige Briefe nachzuschicken. Einige

Tag nach meiner Ankunft in Freiburg traf ich einen Mann von Mümliswil, und meine ersten Worte an ihn waren: Ist mein Vater gestorben? Er bejahte und gab mir Briefe von der Mutter und Bezirkschreiber Schneider (Waisenvater), die mir die Todesanzeige meldeten und mir die Erlaubnis erteilten, meine Studien fortzusetzen usw.

Auf dem Marsch von Tübingen nach Freiburg verließ mich die Gemütsunruhe gänzlich (am dritten Tage nach Vaters Tod). Als nach Ablauf des zweiten Semesters (leider geht aus dem Briefwechsel nicht deutlich hervor, mit welchem Datum wir hier zu rechnen haben) eine Besuchsreise nach Langenbruck machte und die liebe Mutter bezüglich der Krankheit und des Sterbens des Vaters befragte, sagte sie, daß Vater an einer Rose am Kopf (Erysipelas) unter Behandlung von drei Ärzten zwischen 3 und 4 Uhr morgens gestorben sei, und daß sein letztes Wort, das er gesprochen: ‚Heiri‘ gewesen sei. Dieser merkwürdige Vorfall machte einen bleibenden Eindruck auf mich. Ich bin nicht abergläubig, kann aber das letzte Wort ‚Heiri‘ und meine große Unruhe um die Stunde des Hinscheidens meines lieben Vaters nicht erklären. Von den damals sieben Geschwistern sind noch drei am Leben und diese nahen rasch ihrem Ziel entgegen. Deshalb laßt uns die kurze Zeit benutzen, uns auf den Übergang vorbereiten und oft mit Briefen uns gegenseitig unterhalten.“

Diese Vorahnung oder das Erlebnis der Anmeldung eines Sterbenden, zweifellos ein eigentümlicher okkultur Vorgang in einem sonst gewiß hellen Kopfe, und das wunderbare Zusammentreffen mit dem Boten aus der Heimat in Freiburg sind sehr bemerkenswert.

Beim erwähnten Besuch seiner Mutter in Langenbruck hoffte er offenbar, sein Erbe antreten zu können, um Geld für die Fortsetzung seiner Studien zu erhalten, mit keinem andern Wunsche als dem, das Doktorexamen zu bestehen und in der Heimat zu praktizieren. Das geht deutlich aus

einem Brief vom 15. Juni 1830 aus Hellertown, Northampton County Pa, an Herrn Bezirksstatthalter Schmid in Waldenburg, Basel, hervor, in welchem er die Gründe für seine Auswanderung auseinandersetzt, weil er im entscheidenden Augenblick große Hoffnung auf das Verständnis des Genannten als eines Freundes und Unterstützers für seine Pläne gesetzt hatte, freilich in dem Gefühl, sein Alter und studentenartiges Benehmen möchten einen ungünstigen Eindruck und ein Vorurteil erweckt haben. Seine Pläne waren keineswegs die Auswanderung aus der Heimat; denn er sagt: „Ohne die Laune des M. Sch., welche nicht nur alle seine Pläne und seinen Kredit vernichtete, sondern auch die jetzt bestehende Trennung von seiner lieben Mutter, Geschwistern und guten Freunden zur Folge hatte, könnte er viel glücklicher mit weniger zeitlichen Gütern im Kreise seiner Mutter, Geschwister, Freunde und Bekannten die Tage seines Lebens zubringen als irgend sonstwo in der Welt.“ Er beabsichtigte eben die Vollendung seiner medizinischen Studien mit dem Doktorexamen. Allein dazu fehlte ihm vorerst das nötige Geld. Diese Doktorwürde hat er dann zwanzig Jahre später bei seinem Europabesuch von Amerika aus, 23. September 1836, auf üblichem Wege durch Ablegung des Examens erlangt, wie nicht nur der Nekrolog berichtet, sondern auch die Universität in Freiburg i. Br. (auf Anfrage hin am 28. Oktober 1930) bestätigt hat, während H. D. selbst in seiner Bescheidenheit in seinen Briefen darüber nichts verlauten läßt.

Über seine Ansprüche an das väterliche Erbe schreibt er: „Mein für mich zu früh verstorbener oder dem Brownschen System geopferter Vater (er ist bekanntlich Homöopath) hinterließ ein mühsam erworbenes und erspartes Vermögen, bestehend in Liegenschaft oder Grundeigentum, Gebäuden und beweglichen Gütern usw. Den bestehenden Gesetzen gemäß wurde $\frac{1}{3}$ zum Nutzen seiner Witwe, meiner lieben Mutter, deduziert und verwaltet, die übrigen $\frac{2}{3}$ zwischen

sieben Kinder gesetzmäßig verteilt. Mein damaliger Vormund und der meiner Brüder nahmen den größten Teil der vom Vater hinterlassenen Grundstücke und Gebäude laut Schätzung an. Die Auslagen zur Erlangung der Vorkenntnisse der lateinischen Sprache, Botanik, materia medica, Osteologia usw., die Vorschüsse nach der Universität zu Tübingen usw. wurden billigerweise von meinem Anteil (nach Berechnung zirka Fr. 1900.—) deduziert und das Übrige war, trotz der an Geiz grenzenden Ökonomie, durch die Fortsetzung meiner Studien zu Tübingen und Freiburg bis auf eine kleine unbedeutende Summe reduziert, welche jedoch hinreichend gewesen wäre, die Kosten einer beabsichtigten Promotion zu bestreiten. Allein mir wurde wegen meiner Minorität von einer autorisierten Person beditten, daß dieser Rest nicht verabsolgt werden könne.“

Bei allem wohlwollenden Verständnis für den jugendlichen Menschen sei hier an die Vogtsordnung des Kantons Basel vom 17. Dezember 1806 mit Anhang vom 2. Dezember 1812 erinnert, welche er vielleicht nicht kannte oder dann unbegreiflich fand³⁾. An diese Bestimmungen waren also die Vormünder und die Behörden gesetzlich gebunden, ob sich nun ein Jugendlicher daran stieß oder nicht.

Notgedrungen faßte er den nach seiner Auffassung ihn entehrenden Entschluß, sich bei dem damals bestehenden Examinationskollegium für Chirurgie (Barbierzunft) in Basel zum Examen zu melden, um bis zur Erlangung der Majorenmität etwas zu verdienen. Nach monatelangem Warten erhielt er endlich eine Vorladung und verfügte sich in jugendlichem Stolz zu Pferde, wohlvorbereitet, dorthin, im Gefühl, den Herren mehr sagen zu können, als sie zu fragen wüßten. Allein schon in Liestal wäre er nach seinem Ausdruck beinahe ex equo ad asinum verfeßt worden, und nur gegen eine Douceur wurde ihm durch den damaligen Gemeindepäsidenten Hoch, dessen Namen H. D. benützend Hochzuverehrenden nennt, die Erlaubnis erteilt, ohne Paß

weiterzureisen. Diese Behandlung verletzte seinen jugendlichen Studentenstolz und reizte ihn, als Präsidium der Senioren der (von ihm gegründeten?) Helvetia zu Freiburg, die Beleidigung mit dem Rapir zu rächen und sein vermeintliches Recht zu erkämpfen. (Billigerweise wird die Annahme richtig sein, daß damals einem Minorennen die Handlungsfreiheit nicht gestattet war und auch kein Paß ausgestellt werden konnte.) Durch die zu Liestal erhaltene Begünstigung verfügte er sich nach Basel. Das dem Geschichtskundigen wohlbekannte Bild des damaligen Basels beschreibt sein Schwiegersohn und Nefte in seiner „History“, der um 1850 bei seinem Onkel C. D. auf dem Marktplatz Lehrling war, mit besonderer Bezeichnung dessen, was ihm offenbar später am meisten auffiel, nicht übel. Es wird wohl mit dem Bilde Basels von 1816/17 übereinstimmen, und sei darum hier wegen seiner Originalität in einigen Sätzen gezeichnet. Basel war ringsum von Wällen umgeben, hohe Mauerwerke auf der Innenseite und Gräben 30 Fuß tief auf der Außenseite. Tore mit Zugbrücken bewachten jeden Eingang; und jede Nacht um neun Uhr wurden diese Brücken aufgezo- gen und die Tore durch Wachen geschlossen. Die Stadt hatte damals keine Wasserversorgung außer in öffentlichen Brunnen, wo die Mägde sich begegneten und das Wasser in Kupferkesseln nach Hause trugen. Abzugskanäle waren wenig und die nur nahe beim Birsig, flossen offen durch die Stadt hinter den Häusern und waren nur an öffentlichen Plätzen gedeckt. Der Rhein bot in ähnlicher Weise einen Abzugskanal. Gas, Kerzen, Öllampen, Camphen-Lampen (Camphen heißt heute Terpentin, was der Berichterstatter darunter verstand, ist fraglich, da Terpentin für Beleuchtung nicht taugt) ersetzten damals das heutige elektrische Licht. Fußsteige waren in den engen Straßen weniger als drei Fuß breit. Die alte hölzerne Brücke, mit einem Wacht- haus an einem Ende, war die einzige Verbindung mit Klein-Basel, wo das junge Volk gerne hinging, um Eis und Zuckerwerk

zu kaufen. Die Stadt hatte damals nur einen Bierauschank. In der Ecke des Marktplazes und der Gerbergasse war die Zunft (gemeint ist wohl die Safranzunft, eine andere der vielen Zünfte scheint er nicht bemerkt zu haben), ein Stelldichein der Kaufleute, die so organisiert war, daß sie einem Ausländer nicht erlaubte, in der Stadt einen Laden einzurichten (das war aber keineswegs eine Eigentümlichkeit dieser einen Zunft und Basels, sondern des Zunftwesens der damaligen Zeit überhaupt). Die Fenster dieser Zunft waren mit manchen Wappen der alten Familien der Stadt geschmückt. Im Jahre 1851 wurde die erste Eisenbahn von Basel nach Mülhausen mit einem Bahnhof innerhalb der Mauern gebaut. Es gab damals in der Schweiz keine Eisenbahn, ausgenommen auf einer kurzen Strecke von Baden nach Zürich.

Also in die Barbierzunft begab sich H. D., legte die empfehlenden Atteste (sic.), Zeugnisse von semestral Examinationen der Professoren (es folgen viele Namen), wovon viele cum eminentia lauten, nebst einem Absolutorium vor. Wörtlich schreibt er: „Denken Sie, lieber Herr Schmidt, wie war mein Erstaunen, nachdem ich über eine halbe Stunde vor der Türe wartete, endlich hereingerufen und mir erklärt wurde, daß, indem ich nicht den bestehenden Gesetzen gemäß in die Lehre gegangen, man mich nicht zum Examen zulassen könne! — Auf meine Erwiderung, daß ich bereit sei, die Fragen zur Zufriedenheit zu beantworten, und daß die Art und Weise sowohl als Zeit, in welcher man zu Kenntnissen gelange, nicht in Anschlag komme, sondern in welchem Umfang man dieselben besitze, wurde die Sache ferner zu erwägen beschlossen, und ich sollte um so barbiert zu werden, ohngefähr 11 Bazen bezahlen, welches aber bewußterweise nicht geschah; es wurde mir nämlich verheißen, eine definitive Antwort nach fernerer Erwägung zuzustellen, habe aber bis dahin noch nichts Definitives von jenem Körper gesehen. „Den bestehenden Gesetzen gemäß

in die Lehre gegangen“ ist zunftmäßig, wie andere Professionisten als Lehrling eingeschrieben zu werden, bei einem Meister Chirurgus 1, 2 oder 3 Jahre das Mundgerbergeschäft gehörig und zunftmäßig zu lernen und alle Verrichtungen besorgen, welche er für sich als Meister unter seinem Stand betrachtet. Ich gestehe, ich kenne den Zweck der Institution der tonsfores ebensowenig als die Fähigkeiten und Kenntnisse der Glieder derselben, aber aus der mir durch jenen Körper gemachten mündlichen Erklärung bin berechtigt zu schließen, daß sie ihr prätentiertes Gewerbe als eine Profession betrachten, in welcher Gunst, nicht Wissenschaft die Motive zur Beförderung derer, die ihnen huldigen, konstituieren. Ich besitze die treffendsten Belege zur Rechtfertigung dieses Schlusses.“

Im Protokollbuch der Zunft zum Himmel Basel findet sich in den Jahren 1816 und 1817, da er auswanderte, kein Protokoll, in welchem der Fall erwähnt wäre. Eine andere Zunft ist ausgeschlossen. Es bleibt somit der einzig mögliche Schluß, daß der Vorfall, welchen H. D. in seiner jugendlichen Individualität eine Katastrophe nennt, von den gnädigen Herren kaum beachtet wurde. Ihre Abweisung war eine auf der Ordnung der Zunft beruhende Verfügung gegen das Begehren eines jungen Mannes, der kein Recht hatte, weil er nicht Lehrling der Zunft war. Ein Examinationskollegium für Chirurgie war nach Aussage von Herrn Dr. Th. Engelmann, (Basel, 1930), die Zunft überhaupt nicht. Darin täuschte sich offenbar der Jugendliche H. D. Darüber hätte ihn freilich die Zunft in ihrer sachlichen Antwort vielleicht freundlich-väterlich besser aufklären sollen.

Zu diesen Hindernissen, welche ihm zur Erlangung seines Zieles in den Weg gelegt wurden, kam ein letztes hinzu: seinem Begehren beim Waisengericht, ihm die Majorennität und zugleich Erlaubnis zu erteilen, die in Teilung mit dem Vormund seiner Brüder ihm zuerkannten Grundstücke und Gebäude zu verkaufen, wurde entsprochen und

der Verkauf in seinem Namen publiziter beschlossen. Ein Bürger von Langenbruck kaufte das Haus. Dann aber fand der Freund desselben und des früheren Vormundes, der Bezirksamtschreiber, für ratsam, einen zweiten Vormund zu ernennen, um die wenigen ihm gehörenden Franken zu verwalten. Diese Handlung nennt er die schlechteste, die ihm je widerfahren, und, sofern sie nach Gesetz sei, unbillig; sofern sie aber ungesetzmäßig sei, also bloße Willkür des Machthabers, des Bezirksamtschreibers. Dazu muß gerechterweise bemerkt werden, daß die Vormünder und der Bezirksamtschreiber, so unangenehm sie für den Jugendlichen waren, wohl nach dem oben angeführten Gesetz und der Vogtsordnung gehandelt haben. Andererseits ist nur allzu begreiflich die natürliche jugendliche Auflehnung eines stark ausgeprägten Individualisten gegen die geschichtlich gewordenen Schranken der menschlichen Gesellschaft und die Vertreter derselben und ihrer Macht.

„Auf diese Weise, Freund Schmid, wenn ich Sie so nennen darf, wurde mir in meinem Vaterlande die Aussicht, meine Kenntnisse zu erweitern und auf Verdienst und Achtung Anspruch zu machen, gänzlich abgeschnitten. Welche Achtung genießt z. B. ein Mann, Arzt usw., in gewöhnlicher und gebildeter Gesellschaft, von dem man weiß, daß er zum zweitenmal unter Aufsicht eines Tutors gestellt ist? Die Menschen kümmern sich nicht um die Ursache in dergleichen Fällen. Sie begnügen sich mit dem Faktum.

Was blieb mir nun unter so benannten Umständen übrig, als das von mir gewählte Mittel, mit dem kleinen Sümmlinchen, welches durch Einverständnis redlicher Menschen und Freunde (History bemerkt, daß ein Freund in Marau das zur Reise nötige Geld verschaffte, indem er seinen Vormund für Medicinen und Instrumente mit dem doppelten Preise belastete und die Hälfte dem H. D. aushändigte?), nebst dem, welches mit höchst gnädiger Bewilligung des Bezirksamtschreibers alles als mein rechtliches Eigentum zu-

sammenbrachte, die vorgeschützte Reise nach Amerika in factu zu unternehmen? Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, mein eigentliches Objekt war nicht Amerika, sondern Majorennität und folglich willkürliche Verwendung meiner Barschaft zu wissenschaftlichem Zwecke.“

In diesem Zusammenhang ist es ein Akt der Gerechtigkeit, zu erwähnen, daß H. D. in demselben Briefe an seinen Freund Statthalter Schmid in Waldenburg am Ende sein Vaterland rührend verteidigt gegen Angriffe, Verdächtigungen und Verleumdungen eines Fremdlings, und zwar keineswegs mit der offenkundigen Absicht, ein Gefühl der Verbitterung großmütig zu verdecken, sondern, wie das dem lautern Charakter eines gerechtdenkenden Menschen entspricht, als selbstverständliche Ergänzung eines umsichtigen, objektiv sachlichen Urteils. Ausgehend von der Nachricht eines Privatdozenten über das Wiederaufleben der Universität zu Basel, nimmt er Anlaß, das Urteil eines Amerikaners J. Caldwell an die Redaktion einer amerikanischen Nationalzeitung weiterzugeben. Dieser schreibt nämlich in seinem zehnten Brief über seine Reise in der Schweiz, daß seine Erwartungen in Rücksicht der Regierungsform ungemein getäuscht worden seien; ein Affe habe in der Tat noch mehr Ähnlichkeit mit dem Menschen als diese politische Versteinerung mit unsern republikanischen Formen. Die Masse der Bürger lebe dumm und sorglos in den Tag hinein; ein Bürgermeister habe der gesetzgebenden Versammlung Glück gewünscht, daß in dem glücklichen Kanton kein einziges öffentliches Blatt herausgegeben werde (vor der schweizerischen Regeneration 1830). Er zieht einen afrikanischen Pallaver den großen Ratsversammlungen vor und beschwert sich über den Bürgermeister, dessen Gewalt und Titel, sowie über dessen Sohn, der durch die Sbirren auf Bürger schießen lassen wollte. Basel schildert er als sehr vorteilhaft für den Handel und glaubt, die Stadt könnte eine viermal größere Einwohnerzahl als Straßburg um-

fassen. Allein es sei keine Gesellschaftlichkeit, die Frauen ohne Grazie, die Männer rauh, in Ermanglung von Verstandeskraften; wolle ein Basler lachen, so müsse er ins Elsaß oder Badische Land. Zum Schlusse dieses unsanften Kapitels meint der Amerikaner: „So sehr ich mich früher für die Schweiz interessiert habe, so sehr würde es mich freuen, wenn Frankreich heute noch Besitz von dieser Grenzstadt der Schweiz nähme; denn jeder Umstand, der diesen versteinerten (petrifid) Zustand zer schlägt, ist in der That eine Wohlthat für die Nachkommen dieser Halbmenschen.“ Über die Universität berichtet er, daß sie früher berühmt gewesen sei, jetzt aber erst durch Berufung von vier Professoren aus Deutschland wieder einigermaßen in den Ruf gekommen sei, dagegen rügt er die niedrigen Gehälter der Professoren (400 Thaler und die Kollegiengelder, 50—100 Thaler) und den Mangel an gehöriger Achtung gegen die Gelehrten. Das alles während eines Aufenthaltes von acht Tagen in Basel und vielleicht aus unreinen Quellen geschöpft! Durch diese Nachrichten wurde das Vaterlandsgefühl von H. D. beleidigt. Obschon er sich sonst als Amerikaner fühlt und Amerika über alles lobt, liegt ihm doch, trotz seinen eigenen bitteren Erlebnissen, der Ruhm und das Wohl seines Vaterlandes am Herzen, als wenn er noch Bürger desselben wäre. Er empfindet im Auslande die Kränkung schmerzlich und mehr, als die nur ahnen, welche sie tatsächlich betrifft. Entrüstet möchte er die Schmähung vom alten Vaterlande fernhalten und wünscht, Gott möge den unschuldigen Bürgern die Augen öffnen, Kraft, Entschlossenheit und Ausdauer verleihen und den Gelehrten den karg dargereichten Bissen segnen. Er hofft, die Regierung werde die fähigsten Lehrer mit liberaler Bezahlung anstellen, und die Universität werde eine der berühmtesten und am meisten besuchten auf dem Festlande von Europa, habe doch die Schweiz gesundes Klima, romantische Gegenden für Naturforscher, einen guten Namen im Ausland, geselliges Volk einfacher, un-

verdorbener Sitten und freiere Sphären als das übrige Europa. Ist der Bericht aber übertrieben, so verdiene nach seiner Meinung der Autor ohne Schonung gerügt zu werden.

Sein Entschluß zur Auswanderung war also nicht nur jugendlicher Wandertrieb und Wissensdurst, die große Sehnsucht, aus Liebe zur Wissenschaft die Geheimnisse der Natur zu durchdringen und in neuen Szenerien mit frischen Eindrücken die unbekannte Welt zu durchforschen und deren Ozeane zu überqueren, wie ein Nekrolog hervorhob. Aus seinen Briefen liest man noch Anderes. Es war der Anstoß, den ein brausend junges Blut naturgemäß an den geschichtlich gewordenen Schranken der menschlichen Gesellschaft nahm, die in altväterischen, durch eingebildetes Gerechtigkeitsgefühl und Standesbewußtsein engherzigen Bürgern mit beschränktem Horizont seiner weltoffenen, jugendlich werdenden Persönlichkeit wenig Verständnis zeigte. Das alles ohne Verbitterung und Verachtung des Vaterlandes bei all seiner Selbständigkeit gegenüber dem anerkannt weitaus fortgeschrittenen Amerika.

Übers Meer.

Über seine Auswanderung berichtet H. D. am besten selbst mit seinen eigenen Worten, wenn auch in seinem an werteste Mutter und Geschwister am 18. April 1819 von Upper-Saucon gerichteten Brief seine Sprache manchmal altertümlich und nicht ganz gutes Schriftdeutsch ist, da das Meiste nicht besser gesagt werden könnte. Zu bedauern sind nur die des Raumes wegen nötigen Einschränkungen.

Von Basel aus, wo er nach History zur frühesten Morgenstunde im Tor noch durch den Torwächter in Zipfelmütze als verdächtig gefangen gesetzt, und erst später freigelassen wurde, reiste H. D. am 2. April 1817 nach einem rührenden Abschied von seinen Verwandten, dessen Echo

in den Briefen seiner Schwester S. D. in Basel noch nachhallt, den Rhein hinunter mit mehreren Emigranten bei einer Fahrt von drei Wochen nach Muiden bei Amsterdam.

Auf dieser Fahrt empörte ihn das Benehmen von Polizeiangestellten, welche durch Betrug harmlose Passagiere mit der Forderung von Zollabgaben um ihr Geld brachten, so daß mehrere Familien ihre Fracht über See nicht mehr bezahlen konnten und ohne Geld und Nahrung im größten Elende halb verzweifelt mit ihren Kindern zurückbleiben und weinend der Abfahrt der andern zuschauen mußten. Außerdem wurde er als Arzt täglich in Anspruch genommen durch Personen, welche durch unmäßiges Essen und Trinken auf der Reise krank geworden waren und dann, weil sie alles verzehrt hatten, den Arzt nicht bezahlen konnten. Er bezog mit Mühe kaum Fr. 10.— und hatte über Fr. 60.— Auslagen für Medikamente und sonstige Bedürfnisse für Kranke, ein Verlust, der ihn damals schmerzlich traf. Auch wurde ihm aus einer Kiste, welche er erst in Philadelphia wieder öffnete, alles Geld, ein goldener Ring und anderes gestohlen.

Für die Seefahrt auf dem Segelschiff „John of Baltimore“, einem ausgedienten, damals nicht mehr seetüchtigen Dreimaster auf seiner letzten Fahrt (Nekrolog), hatte er mit dem Kapitän Richard von New London (Connecticut) einen Vertrag in Amsterdam abgeschlossen, in welchem er sich verpflichtete, als Schiffsarzt auf der Reise von Amsterdam nach Philadelphia für 450 Reisende den Dienst zu versehen, wogegen ihm freie Passage in der Kajüte mit einem Platz am Tisch des Kapitäns freistand. Für die Arzneimittel sollte nach seinen Rezepten der Apotheker des Schiffes unentgeltlich auskommen. Am 9. Mai bestieg er das Schiff. Dieses wurde aber nach Abfahrt durch einen heftigen Wind hin und her geworfen, so daß Stranden befürchtet wurde. Zum Glück konnte ein Anker geworfen werden, und am 18. Mai, morgens 8 Uhr, ermöglichte ein leichter günstiger

Wind die Abfahrt in den Kanal, in welchem sich sehr viele gefährliche Felsen, theils über dem Wasser, theils verborgen befinden, wie er schreibt. „Die ganze Reise über die See hatten wir größtentheils widrigen Wind, oft heftige Stürme, oft calm (windstill), wo das Wasser und der Wind ruhig ist und das Schiff keinen Fuß vor- oder rückwärts bewegt wird. Wir begegneten mehreren Schiffen und sahen beinahe täglich Seevögel und verschiedene Fische, als Walfische, Delphine, Haiische und fliegende Fische usw. Wir fuhren vom 18. Mai von der holländischen bis zum 22. Juli zur amerikanischen Küste und bis den 28. Juli nach Philadelphia. Der Kapitän des Schiffes war ein geborener Amerikaner aus New London, konnte kein Wort Deutsch, noch Französisch sprechen; wir konnten uns aber durch den Steward (Maitre d'hôtel) verständigen, welcher ein Neger war und sehr gut Französisch sprach (also sprach H. D. damals noch nicht Englisch). Kajüte-Passagiere waren vier, von welchen jeder 300 holl. Thaler bezahlen mußte. Unter diesen befand sich General Vandamme, welcher mich schon in Halder (bei Amsterdam) zu einem Frühstück einlud, bei welcher Gelegenheit das Gespräch über Napoleon und verschiedene französische Generale das holländische Déjeuner würzte. Unter anderm nannte ich auch Vandamme und fragte nach dessen Schicksal, worauf er mich starr anblickte und nach kurzem Schweigen erwiderte: „Je vous veux dire son destin, je suis Vandamme.“ Er ersuchte mich zugleich, solches an niemand zu äußern, noch seinen Namen zu nennen, bis wir die englische Küste passiert wären. Er betrug sich auf der ganzen Seereise wie auch jetzt in Philadelphia sehr honorabel. Vandamme hatte bei 300 Bouteilles köstlicher Neben-saft an Bord, wovon er mir täglich 2—3 nach Bedürfniß zukommen ließ, um solche an Kranke, wenn es der Krankheitszustand erlaubte, an Genesende und säugende Mütter nach gutbefinden auszuthemen, ferner bott er mir Zucker, Raffe, Thee, Chocolate, Confitures, Limons, Liqueures,

u. dergl. für Kranke an, wenn sie es bedürftig wären, und ohne Scheu seine Domestiques (Bedienung?) zu fordern. Vandamme erzeigt sich gegenwärtig wie auf der Reise gegen jedermann gefällig, und hat bei der Ankunft in Philadelphia sehr viele Franzosen recommandiert und zu vorteilhaften Diensten und Posten denselben beigegeben. Er ist sehr belesen und spricht über alle Gegenstände ziemlich bescheiden, er unterhielt uns auf unserer ganzen Reise mit seiner unermüdeten Zunge — er sagte, er sei im 16. Jahr seines Alters als Militär nach der Insel Quadeloupe gefahren, im 21.

Général und im 25. zum Divisions Général ernannt worden, und solches bis in sein 47. Jahr geblieben, den 11. Juny 1816 erhielt er Dépêche aus der Russischen Gefangenschaft zu ziehen, kam nach Hause, und als Napoleon von Elba zurückgekehrt, trat G. Vandamme⁴⁾ seine Division an, und marschierte zu Napoleons Truppen.“

Zu gleicher Zeit mit dem Schiff „John of Baltimore“ lag in Quarantäne ein von Livorno angelangtes Schiff, auf welchem sich ein Adjutant des am 13. Oktober 1815 in Neapel erschossenen Königs von Neapel (Murat), Colonel Grouchy, befand, der nach den Zeitungen in Marseille fusiliert gemeldet wurde, und brachte wichtige Briefe aus Europa an den bei Philadelphia wohnenden Bruder Napoleons I., Joseph Napoleon, seit 1800 König von Spanien. Auf demselben Schiff befand sich ein gewisser Guillot, welcher ebenfalls in den öffentlichen Blättern todgesagt war. Es sind im Sommer 1817 mindestens 100 französische Offiziere verschiedenen Ranges in den USA. angekommen, die sich Güter kauften und besonders in Süd-Carolina Kolonien anlegten. H. D. hatte das Vergnügen, in General Vandammes Hotel bei einer Mittagsmahlzeit zu sprechen: Marshall Grouchy, General Cleuzel, Lefebvre des Nouettes, Prof. Monge und andere.

Von den übrigen Passagieren berichtet er: „Diese waren auf der Seereise, um mich deutsch auszudrücken,

sehr unrein, schweinish und unmäßig, sie stritten beständig unter sich und gegen den Kapitän, bis endlich ein strengeres Gesetz formiert und vorgelesen wurde, worauf nach einigen exemplarischen Strafen alles besser war. Es wurde wöchentlich zweimal vom Kapitän und mir im ganzen Schiff Inspektion gehalten, wo beim geringsten Fehler streng nach dem Gesetz bestraft wurde und dieses Gesetz war bloß gegen Trunkenbolde, Unreine, Zänksche und Diebe, um dieselben im Zaum zu halten, hauptsächlich streng. Ohngefähr die Hälfte der Reisenden hatte ihre Fracht in Amsterdam bezahlt. Jedes, das sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hat, bezahlte 170 Taler oder 340 Livres. Die unter vierzehn Jahren 85 Taler oder 170 Livres und die Kinder unter vier Jahren Null, und bezogen auch nach diesem Verhältnis ihre Nahrung und Getränk, sowie der Raum im Schiffe, wo z. B. zwei halbe Frachten nicht mehr Raum hatten als eine ganze. Die hingegen nicht bezahlen können, müssen auf Gelegenheit warten, sich für ihre Fracht zu verbinden, d. h. sie verpflichten sich, für eine gewisse Summe, die sie dem Kapitän rückständig, oder für die ganze Fracht mehrere Jahre zu dienen. Wenn z. B. ein Schiff ankommt, so wird dessen Ankunft in öffentlichen Blättern bekannt gemacht und angezeigt, daß Einwanderer von jedem Alter und Geschlecht und verschiedenen Professionen gegen Bezahlung ihrer Frachten zu haben sind. Ich selbst sah mehrere erwachsene Weibspersonen, die sich für ihre Fracht auf fünf bis sechs Jahre verpflichteten zu dienen (die berichtigten Indenturverträge). Es starben auf dem Schiff ‚John of Baltimore‘ 25 Kinder unter drei Jahren, drei alte Weibspersonen, wovon eine 85 Jahre alt gewesen. Diese wurde ohne besondere Krankheitsanzeichen tot im Bette gefunden, die obigen starben theils an der Ruhr, theils an Krampfhusten und sehr viele Säuglinge aus Mangel an Nahrung, weil meistens durch die Seckrankheit die Milch in den Mutterbrüsten verloren geht. Ferner wurden auf demselben

Schiffe vier Kinder zur Welt gebracht, wovon eines tot und eins zu früh geboren und ein uneheliches, welche letztere gleich nach der Geburt starben“ usw.

Zum Vergleich mit dieser Schilderung der ersten Seereise H. D.'s seien gleich hier (als bei günstigster Gelegenheit) einige wichtige Mittheilungen über die Seefahrt von Europa nach Amerika auf der Rückkehr von seiner Besuchsreise 1836 erwähnt, da er nicht mehr Schiffsarzt, sondern Passagier war, und es sei nur das hervorgehoben, was von bisher Bekanntem abweicht. Dazu sind einige Bemerkungen über die Seereise seines Bruders John im Jahre 1832 des Vergleiches wert.

Im Jahre 1836 besuchte H. D. in Erfüllung eines schon 1831 und seither oft gehegten Wunsches nun nach dem Tode seiner Frau Europa und die Heimat, um dort auch seinen ältesten Sohn zur Erziehung bei seinem Schwager zurückzulassen. Über seine Rückreise gibt er in Briefen vom 8. September und 12. Oktober 1836, von Havre datirt⁵⁾, und 6. Januar 1837 interessante Mittheilungen, die zur Ergänzung des Berichtes über die Seefahrt beitragen sollen. Nach einem Besuch in Paris und Umgebung schiffte er sich in Havre ein. Hier fuhr man auf dem Schiff „Silvie de Grâce“, durch heftige Westwinde aufgehalten, erst am 12. Oktober aus (tags zuvor war ein Schiff an der Insel Wight gescheitert und 25 Menschen ertrunken) und passierte durch geschicktes Lavigieren und Segeln durch den Kanal ohne weitere Gefahr als die Seekrankheit, besonders unter den Franzosen. H. D. versäumte keine Mahlzeit. Die Reise bis New York dauerte 27 Tage. An drei Sonntagen wurde je eine Predigt in englischer Sprache gehalten, von Amerikanern mit Devotion angehört, von Franzosen und Deutschen abgelehnt, welche sich auch an dem sonntäglichen Verbot von Kartenspiel und Tanz, woran die Wochen hindurch die Passagiere sich Tag und Nacht belustigten, stießen. Zur Abwechslung veranlaßte einmal ein Wortwechsel über Tabakrauchen den französischen Geschäftsträger zu Washington, einem fried-

lichen jungen Deutschen einen Backenstreich zu versehen, welcher mit einem Streich des Deutschen auf den Rücken des Diplomaten beantwortet wurde, ohne weitere Folgen als die Entrüstung des Franzosen. In einem beigefügten englischen Brief an seinen Sohn Charles erwähnt H. D. noch außerdem, daß er sehr schlecht im Schiff untergebracht war, wie auf ihrer gemeinsamen Reise nach Europa. Es waren zwei Deutsche und ein Franzose mit ihm in der Kabine. Der Franzose war meistens krank, erbrach sich und erfüllte auch auf andere Weise das Zimmer mit dem allerunangenehmsten Geruch. „Vor unserer Türe oder Ausgang (Türe gab es nicht) war das Bett des Kellners und eines französischen Mädchens, das sich stets erbrach, und des schwarzen Schuhwischers, und des Messer-, Sabel- und Geschirrwäschers. Die schwarze Waschfrau plätscherte im Waschgeschirr und ließ es manchmal in unsern Raum überfließen. Gerade über uns die Kuh. Im Nebenraum zwei amerikanische Familien mit schreienden Kindern, welche den beleidigendsten Geruch ausströmten. Der Tisch war mit großer Abwechslung besetzt, aber alles schmeckte schlecht, was nicht der Fehler des Kochs, sondern die Folge der Ungesundheit aller war, besonders auch der Tiere, die an Bord getötet wurden. Das, zusammen mit der Unreinlichkeit der Köche und der Kellner macht einen auch sonst gesunden guten Appetit schlecht. So ist das Kabinenleben an Bord des Packetschiffes für Fr. 750.—, dazu die Bettlerei der Kellner. Das Leben in der Kabine stellt das gleiche Schauspiel dar wie im Zwischendeck: schreiende Kinder, gähnende Männer und Weiber, sich erbrechend und oft streitend.“

Zum Vergleich also noch einige ergänzende Mitteilungen des Bruders John D., welcher im Jahre 1832 nach längerer Überlegung den Entschluß faßte, nicht nur seinen Bruder in Amerika zu besuchen, sondern auch, sich in dem gelobten glücklichen Lande USA. niederzulassen. Seine Reise begann am 2. September von Havre aus, da er zum erstenmal im Leben

auf See kam. Er schreibt: „Die ersten Tage ist es mir ein wenig schwer angekommen, den zweiten Tag starb schon eine Frau, den dritten ein Mann und eine Frau und so fort, Männer, Weiber und Kinder, an der Zahl 39 Personen innerhalb einem Zeitraum von 14 Tagen, sämtlich an der krampfhaften Cholera, aus einer Menschenzahl von 197 Seelen, welche bei Einschiffung auf dem Schiff sich befanden. Ich selbst wurde hart von der Cholera befallen, und da der auf dem Schiff befindende junge französische Arzt in Behandlung der Kranken so wenig Glück hatte, entzog ich ihm mein Vertrauen und nahm von den mir durch meinen Bruder anrekommandierten Arzneien, welche Gott sei Dank den erwünschten Erfolg hatten. (Dieses Erlebnis wird wohl in der Familie, vgl. History, die Meinung veranlaßt haben, H. D. habe als Schiffsarzt 1817 die Cholera bekämpft, wovon in seinem Briefe keine Rede ist. Da die Cholera erst 1817 in Europa ausbrach, mußte H. D. dies als vor 1817 unbekanntes Novum ganz besonders erwähnen.) Diese Seereise war übrigens angenehm, hatte bloß zweimal, den 18. und 28., Sturm, wir sahen große Mengen Wal- und andere Fische, begegneten und sahen alle Tage Schiffe, langten den 8. Oktober in der Hudsonbay und nach viertägiger Quarantäne den 12., also nach einer Reise von 36 Tagen, in der weltberühmten großen Handelsstadt New York an.“

In einem Anhang zu seiner Reisebeschreibung, wie auch gelegentlich in seinen Briefen, gibt H. D. einige wichtige Winke für die Auswanderung überhaupt.

So oft und herzlich er seine Geschwister und Verwandten zu einem Besuch einlädt und versichert, er würde nicht ermangeln, ihnen die Zeit angenehm und nützlich zu gestalten, und es würde keinen reuen, die riesenhaften volkstümlichen Unternehmungen und das Handeln der Amerikaner zu sehen, rät er doch nicht unbedingt zur Auswanderung. Er kann zwar andern noch weniger als seinen eigenen Kindern

Rat erteilen, doch gibt er einem Schwager, der in der Heimat Ziegel brannte, zu bedenken, daß, während die Straßen mit Backsteinen belegt sind, in Amerika die Dächer nicht mit Ziegeln, sondern mit Schindeln, Schiefer und verzinnem Eisenblech gedeckt würden, und ein Ziegelbrenner sein Unterkommen nicht finden würde, da die Backsteine mit Maschinen angefertigt würden. Eine beabsichtigte Auswanderung mißbilligt er (20. August 1840), da nur junge, rüstige, ganz tüchtige Auswanderer gut fortkämen. Dem Gemahl einer Nichte, der tüchtiger Mechaniker war, stellt er in Aussicht, daß er sich im besten Falle mit einer Arbeit als Gehilfe oder Geselle begnügen müßte, weil die Amerikaner in Eisengießereien, in Maschinenbau und als Mechaniker sehr erfinderisch und vorzügliche Arbeiter seien. Einem Neffen rät er geradezu ab. Aber gerade dieser wanderte aus, wie noch erzählt werden soll, und zwar nicht zu seinem Nachteil, da er sich der Landwirtschaft zuwandte. Der wohlgeordnete Feld- und Gartenbau wird denn auch als die sicherste und einfachste Erwerbsquelle genannt. Das Land, von Natur reich und gut, sei ein Paradies für Bauern und Handwerker, und beim Wohlstand der ersteren, auch für jeden andern Stand. Wer hier im Lande der Freien und Ruhigen schaffe, werde auch belohnt, nur müsse der Einwanderer hier von neuem lernen; denn alles gehe hier anders als in den alten Ländern, (wenn auch der Satz, es sei dort sozusagen in allem das Gegentheil von dem in Europa, gewiß nicht wörtlich zu nehmen ist). Wer sich also in die Sitten des Landes schicke und nicht zuviel erwarte, dem gehe es gewöhnlich gut. Eigensinnige aber und Besserwissende blieben am ehesten fern; denn die Reise nach Amerika könne ebenso von großem Vorteil als auch Nachteil sein. Dazu bemerkt H. D. auch, daß im allgemeinen Fleiß, Pünktlichkeit und Nüchternheit hier Hauptbedingungen zu jedem Geschäfte sind und dann besser belohnt werden als dort. Wer dort mit gutem Fleiß und Willen nicht auskommen kann, hat in Amerika viel

Gelegenheiten, Besseres zu erringen. Kann man in Europa mit Fleiß und Sparsamkeit keine Fr. 200.— jährlich zurücklegen, so kann man's in Amerika. Besonders aber betont er oft wiederholt eindringlich, daß, wenn man die europäischen Gewohnheiten, nämlich die Trinksitten, die den Menschen entwürdigende Bacchusverehrung und das Rauchen ganz abgelegt hat, und so, wie man sagt, Amerikaner geworden ist und mit dem Zeitgeist fortschreitet, so wird es niemand, im entgegengesetzten Falle aber jeder bereuen, über See gezogen zu sein. Dagegen ist er (H. D.) klug genug, beizufügen, es hänge alles nicht nur von den Personen selber ab, da jeder wissen müsse, was für ihn gut sei, sondern vom Glücke.

Für die Reise der Auswanderer zu Land und See gibt er wichtige, interessante Ratschläge. Auf Grund der geschilderten eigenen Erfahrungen würde er, wenn er hundertmal zu wählen hätte, nie wieder eine Kabinenfahrt auf Paketboot machen, da der Preis von Fr. 700—750 im Blick auf den gebotenen Komfort und entsprechende Behandlung übertrieben sei. Er würde vielmehr alle nötigen Bedürfnisse nach eigenem Geschmack kaufen, sich selbst verköstigen, sich einem ehrlichen bescheidenen Begleiter oder einer reinlichen Familie anschließen und Zwischendeck der Kajüte vorziehen, viel billiger und nicht weniger angenehm reisen und das ersparte Geld auf dem Festland verbrauchen. Er rät darum auch seinem Sohn, der nach vierjährigem Aufenthalt in der Schweiz 1840 heimkehrte, sich, besonders auch wegen seiner jugendlichen Unachtsamkeit und Sorglosigkeit an irgend eine auswandernde Familie anzuschließen, rechtschaffene Leute, welche acht auf ihn und seine Effekten hätten. Und es ist geradezu merkwürdig, daß dieser ausgesprochene go-a-head-man, der die technischen Fortschritte Nordamerikas nicht hoch genug preisen kann, seinen Sohn warnt, auf keinen Fall seine Rückreise, selbst wenn er die Reise umsonst machen könnte, auf einem Dampfer — damals eine neue Erfindung

— zu unternehmen, weil diese Reiseart nicht nur unreinlich und unbequem, sondern auch gefährlich sei, und die Gefahr gegen Segelpaket wie 3:1 sei. Er warnt auch davor, Reisegepäck durch Frankreich oder Spediteure zu senden oder gar allein reisen zu lassen, weil Koffer und Kisten bei Disitationen stets geöffnet würden und jeder zugreifen könne. Man sollte stets dabei sein, mit Strick und Nägeln bewaffnet⁶⁾. Er rät darum betreffend Reiseeffekten, Koffern und Kisten gar sehr zur Vorsicht, machte er doch von Anfang an bei jeder seiner Reisen in dieser Hinsicht verdrießliche Erfahrungen und wurde beraubt.

Er gibt noch gute Winke für ärmere Auswanderer. Im Blick auf die Einwanderung meist Armer hat der Stadtrat New Yorks das Kommutationsgeld auf jeden Einwanderer von 1 auf 10 Dollars erhöht. Da außerdem in New York alle Lebensmittel teurer sind als anderswo, empfiehlt er als Reiseroute nach dem Westen Philadelphia und Baltimore als wohlfeiler und schneller. Denn auf der Route New York-Buffalo-Cleveland würden die Reisenden mindestens dreimal geschoren, wenn für die dritte Schur überhaupt noch etwas übrig bleibe. Der beste Weg nach Missouri und Illinois ist New Orleans, nur sollte niemand von Ende Juli bis November dort landen, weil selten in dieser Jahreszeit eine Familie von Krankheit und Tod verschont bleibe. Er rät, sich vor Ankunft in Havre zu Gesellschaften zusammenzuschließen und einen Segelkontrakt abzuschließen. Dann warnt er vor einem Agenten der New York-Paket-schiffslinie in Havre, welcher ungenießbaren Proviant zu den höchsten Preisen verkaufe, und rät, daß ein Familienvater sich und die Seinen mit Lebensmitteln bester Qualität und dem gesetzlich vorgeschriebenen Quantum versehen und das Übrigbleibende in Amerika verzehre. Töricht sei es, Hausgeräte und landwirtschaftliche Instrumente mitzunehmen, weil diese in Amerika besser und wohlfeiler seien.

In diesem Zusammenhang dürften einige zusammenfassende Bemerkungen über die Schiffahrtsgelegenheit jener Zeit vor 1850, die sich damals in den wichtigen und entscheidenden, nicht mehr leicht erkennbaren schwierigen Entwicklungsjahren vom Segel zum Dampf befand (auch die Fachmänner wissen, gemäß gewissenhaft eingezogener Erkundigungen, wenig Genaueres von der damaligen Entwicklung, da alles im Flusse war, weil sie heute schon der Vergessenheit anheimfällt), von allgemeinem Interesse sein. Für die erste Reise von Europa nach Amerika auf dem Segler „John of Baltimore“, 1817, brauchte H. D. 65 Tage auf See. Der Nekrolog seiner im 99. Altersjahr gestorbenen Tochter Mrs. M. Allentown, 1920, behauptet dann, er sei drei Monate lang (tatsächlich sind es zwei) auf See⁷⁾ gewesen und habe eine Epidemie auf Schiff bekämpft (so entstehen Legenden). 1832 brauchte sein Bruder 38 Tage, 1837 er selbst auf seiner zweiten Reise von Europa nach Amerika 26 Tage, 1838 brauchte ein Brief von Hellertown nach Thun 26 Tage Seereise.

Ob die Verkürzung der Überfahrtszeiten durch den Übergang vom Segel zum Dampf zu erklären sei, geht aus den Briefen nicht hervor, ist aber auch nach Belehrung aus der übrigen Literatur und besonders einer Gedentschrift der Hapag (75 Jahre Hamburg-Amerika-Linie, von Kurth Rimer, Hamburg) durchaus nicht zu folgern. Paketfahrt heißt Postverbindung über See mit regelmäßiger Abfahrt. Es gibt aber bis 1868 Segelpakete, und Hapag baute 1847 ihr erstes Amerika-Ozeanschiff „Deutschland“ als Segler, obschon 1807 schon John Fulton mit „Clermont“ als Dampfer von New York nach Albany fuhr und 1817 die „Savannah“, ein Dampfschiff zum Teil unter Segel, den Ozean durchquerte und 1838 der „Great Western“ den Ozeandampfern den Weg bahnte⁸⁾. Seit 1844 sind Ozeandampfer im Betrieb und doch war 1847 noch das Dampfschiff fraglos eine durchaus problematische Erscheinung,

so daß also auch ein H. D. davor warnen konnte. Und die Segelschiffe der Hapag-Segelpaketsfahrt schlugen noch 1851 zweimal im Wettlauf die englische Dampfschiffkonkurrenz durch die Kürze der Reise, so daß also die oben genannten verkürzten Fahrzeiten, welche mit 26 Tagen Rekordfahrt „Rhein“ der Hapag 1852 übereinstimmen, von 1817 bis 1858 sehr wohl vom Segelschiff gelten können. Immerhin sind die Angaben, wegen der mangelhaften Kenntnisse vor 1844, nicht ganz maßgebend⁹⁾.

Schließlich verdienen die Auswanderer von vor hundert Jahren sehr wohl die Bewunderung der durch moderne Technik und Komfort außerordentlich verwöhnten Menschen. Eine Ozeanfahrt war damals nicht ein Vergnügen oder eine Erholung, sondern der Amerikareisende erwartete keine Seefahrt ohne Entbehrung und raube Wirklichkeit und nahm teil an einem Stück Heldentum des Geistes und der Arbeit, war doch das Ozeanschiff ein seltsam unwittertes Bild des Wagens und der Gefahr. Besonders die Unterkunft für Auswanderer in Massenquartieren kleiner Segelschiffe war an und für sich bei der langen Dauer ihrer Reisen eine Mühsal, die bis zur Unerträglichkeit gesteigert werden konnte, wenn die Verpflegung schlecht, die gesundheitliche Fürsorge und die Behandlung lieblos waren. Wenn H. D. trotzdem das Zwischendeck mit Selbstversorgung in seinem Urteil der Kajüte vorzog, so ist doch wohl die Vermutung gestattet, er habe das aus eigener Erfahrung Bekannte mit all seinen Fehlern und Mängeln, dem Unbekannten, das er zwar auch als Schiffsarzt bei andern sah, aber doch nicht am eigenen Leib erlebte und deshalb wohl überschätzte, hintangesetzt. Doch überragt er als Auswanderer von 1817, wenn auch kein Columbus, gewiß jeden modernen Amerika-fahrer an Reiselust, Unternehmungsggeist, Wagemut und Ausdauer, verbunden mit Anspruchslosigkeit, Verzichtleistung und Selbstbeherrschung.

Im neuen Land.

Pennsylvanien.

In that delightful land wick is washed by the Delaware's
waters
Guarding in sylvan shades the name of Penn the apostle
Stands on the banks of its beautiful stream the city he
founded
There all the air is balm and the peach is the emblem of
beauty,
And the streets still re-echo the names of the trees of the
forest
As if they fain would appease the Dryads whose haunts
they molested.

(Longfellow, „Evangeline“.)

Die herrlichen Strophen aus dem mir von H. D. geschenkten Prachtband der Gedichte Longfellow's führen am besten in das durch den Quäker William Penn 1687 begründete Pennsylvanien ein, das H. D. nun als seine neue Heimat betrat.

Nach seiner Ankunft in Philadelphia wohnte er zunächst in einem Kosthaus zu 6 Dollars die Woche und hatte im Auftrag des Kapitäns und gegen Bezahlung noch die Kranken im Schiffe zu behandeln, welches im Hafen vor Anker lag, wurde auch als Arzt mit Dr. Monge, Freund des Exkönigs Jos. Bonaparte, im Haus General Vandammes und anderer reicher Franzosen konsultiert. Durch gütige Vermittlung und Empfehlung des ersteren und, da ihm Prinz Napoleon von einer Weiterfahrt nach dem fernen Westen abriet, wurde er am 29. August in North-Hampton-Allentown, Pa., 52 Meilen nördlich von Philadelphia, von einem Arzt Dr. Charles S. Martin gut aufgenommen, der, Berliner von Abstammung, in Amerika geboren, in dieser Gegend wegen seiner Kunst allgemein geschätzt wurde.

Auf dessen Vorschlag hin logierte er, um die großen Ausgaben in einem Gasthaus zu vermeiden, vorerst bei diesem Arzte und beteiligte sich an dessen ausgedehnter Praxis, wofür er redlich belohnt wurde. Damals war Allentown ein kleines Städtchen von 160 meistens zweistöckigen Häusern, die sehr leicht und bequem aus Backsteinen gebaut und mit weiß-schwarz oder rot angestrichenen Schindeln bedeckt waren. Hier befanden sich ein neuerbautes Gerichtshaus, ein Marktshaus, eine Bank und zwei Kirchen. Der Ort liegt unweit des Jordans und der kleinen Lecha, welche beide sich hier in die große Lecha ergießen. Diese fließt 18 Meilen von dem Städtchen bei Easton in den Delaware. Dem Neuling fielen besonders zwei doppelte Kettenbrücken als die schönsten auf, die er je gesehen. 6 Meilen von Allentown nach Osten liegt das Städtchen Bethlehem, 13 Meilen nach Norden eines Namens Nazareth und 5 Meilen nach Südwest Emmaus. Die Einwohner dieser drei Städtchen sind meist Herrnhuter. Daher die palästinensischen Namen.

Diese Herrnhuter, welche also hier seit dem 18. Jahrhundert (Spangenberg 1734) ihre Missionsstationen unter den Indianern hatten, rühmt er als Menschen von guter Bildung und Kenntnissen, die besser Deutsch als Französisch sprachen und in der deutschen Sprache die Einwohner des Landes überträfen, vortreffliche Schulen und Institute unterhielten und sehr friedsam lebten. In der Mehrzahl stammen die in Pennsylvanien Eingewanderten, abgesehen von Engländern, Holländern und Schweden, aus Hessen (1776—1784 kämpften 12,000 Hessen in englischem Solde gegen Nordamerika, 1821 wanderten die Inspirierten der Wetterau nach Amerika aus) und haben ihre eigentümliche, deutsch-englisch gemischte Sprache, pennsylvania-dutch, mit eigener Literatur (der Dichter Harbaugh). Als auffallend erwähnt er die Sitte, daß Ehen durch das Los geschlossen werden. Mir fiel bei meinem Aufenthalt in Bethlehem 1884 auf dem Kirchhof ganz besonders auf der Ausdruck

auf den Grabsteinen: „Er verreiste.“ Vergleiche dazu den Ausdruck von S. D. 1832: „Sie haben das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt.“¹⁰⁾

Am 20. April 1818 verließ H. D. seinen Freund Martin und zog, um sich selbständig zu machen, 5 Meilen von Bethlehem und 8 Meilen von Allentown fort nach Hellertown, wohnte dort vorerst in einem Kosthaus zu 8 Dollars im Monat, bezahlte für das Futter seines Pferdes 70 Dollar im Jahr und übte auf eigene Rechnung eine ausgedehnte glückliche Praxis aus. Am 8. Dezember 1818 verheiratete er sich mit Elisabeth Appel, jüngster Tochter des verstorbenen Martin Appel. Diese Familie gehörte zu den ältesten des Landes. Die Großmutter Bahl wohnte dort zu Washingtons Zeiten, als die Indianer noch in jenem Teil des Landes hausten. Sie war freundlich mit ihnen und sah oft ihren Jagden und Spielen zu. Nach dem berühmten Massaker aber, das die Engländer mit den Indianern unter den eingewanderten Ansiedlern im Wyomingtal am 3. Juli 1778 anrichteten, mußte sie sich oft vor den Indianern hinter Bienenstöcke verbergen. Ihr Vater, von Beruf Drucker von Leinen- und Baumwolltuch mit Handdruck, mußte sich auf seinen Reisen von einem Wächter begleiten lassen und stets zwei Pistolen im Sattel mitführen. Das elterliche Appelhaus war ein schönes Beispiel von alter Kolonialarchitektur und befand sich damals in gutem Zustand. Die Kultur stand noch auf der ersten Stufe. Stecknadeln waren damals ein Luxus. Dornen wurden an ihrer Stelle gebraucht. Mutter Appel war auch in der Umgegend einzige Besitzerin eines Plätteisens und mußte es oft an die Nachbarn ausleihen. Aus der glücklichen Ehe H. D.s gingen sieben Kinder hervor. Dieses ist nach seinem Ausdruck „daß ihn verfolgende“ glückliche Schicksal. Im März 1819 verlegte er seinen Wohnort nach Uper Saucontownship, 3 Meilen (ungefähr eine Stunde) von Hellertown, eben in das Haus seiner Schwiegermutter, die damals auch noch dort wohnte.

Im Jahre 1827 kaufte und bezog er ein Haus in Hellertown. Dieses kostete mit 5 Acker Wald 1450 Dollars und mit den aufgewandten Reparaturen und Einrichtungen über 2000 Dollars. Außerdem pflanzte er einen Apfelbaumgarten von 120 Stämmen auf einem 6 Acker großen Feld an, welche reichlich und sehr gutes Obst trugen. Die Lage Hellertowns im besten Land des County Northhampton nennt er sehr schön und schildert die Bedeutung des Orts in reich bewohnter Gegend durch Aufzählung der Hauptstraßen, der Sägereien, Mühlen, Brauereien, Brennereien und anderer Gewerbe und verfehlt nicht, seine eigene Apotheke anzuführen.

Auch sein Bruder John, der im Jahre 1832 bei herrlichstem Wetter, im sogenannten Indiansummer, ankam, da die Wälder mit ihren schönen orange-, gelb- und rot-belaubten Bäumen einen prächtigen Anblick gewährten, fand die Gegend von Hellertown sehr angenehm. Dem Bauernsohn fielen besonders die schönen steinernen Häuser und die von diesen mindestens 20 Schritte entfernten großen geräumigen Scheunen auf. Die Häuser waren außen und innen geschmackvoll, die Böden mit Fußteppichen belegt, die Öfen von sauberem Eisenguß bildeten neben der Notwendigkeit und Nützlichkeit ihres Daseins einen Zimmerschmuck. An schönen kunstreichen Möbeln von Mahagoni fehlte es nicht.

John begab sich nach Ankunft in Philadelphia mit erster Postgelegenheit nach Easton Pa. und dann im Fuhrwerk eines Freundes nach Hellertown und kam dort am 14. Oktober, an einem Sonntag, nachmittags um 1 Uhr, an. Der Bruder selbst war abwesend und kam erst spät nach Hause. Aber er wurde bei der guten, sanftmütigen Frau des Bruders, den Kindern und Hausgenossen über alles Erwarten fröhlich und mit der größten Vertraulichkeit und ungeheuchelter Freundschaft aufgenommen. Den ganzen Nachmittag spielte die Tochter und deren Gouvernante auf einem vorzüglichen Pianoforte und sangen dazu. Allein

das alles beruhigte das Gemüt des Neulings nicht, der ein unbeschreibliches Verlangen hatte, seinen Bruder wiederzusehen und mit Unruhe dessen Rückkehr erwartete. Ihre endliche Begegnung war eher eine Enttäuschung. Es kostete beide viel Überwindung, einen Tränenguß zu unterdrücken, als sie nach gegenseitigem starren Ansehen einander durch Worte überzeugen mußten, daß sie Brüder seien. Dann bestürmte H. D. seinen Bruder mit allerlei Fragen, und das ging so die drei ersten Nächte bis zwei Uhr morgens (ganz ähnlich ist es mir ergangen, als ich H. D. im Jahre 1884 besuchte). Über die Haushaltung seines Bruders sind einige Mitteilungen wertvoll. Für seine Kinder hat der Doktor eine Hauslehrerin, welche gegen freie Station und 150 Taler im Jahr Stunden in Schreiben, Rechnen, Geographie und Geschichte, Englisch, Tanz, Musik und Nähen usw. gibt. Sein Tisch bietet geschmackvoll zubereitete Speisen in großer Mannigfaltigkeit. Im Stall hat er 9 Pferde und 20 Stück Rindvieh, welche durch einen Knecht und eine Magd besorgt werden. Die Pferde stehen allen Hausgenossen, auch den Frauen, die vorzüglich reiten, zur Verfügung. Die Scheunen sind geräumig, mit Kellern, Einfahrtbrücken und Fruchtkammern, voll Korn, unter welchem dem Neuling der Buchweizen mit seiner dreikantigen Frucht besonders auffällt.

Im Jahre 1835 verlor H. D. nach 17jähriger Ehe seine Gemahlin. Als im Monat Mai bei seiner Abwesenheit auf Reise die Frau von leichtem Husten befallen wurde, riet ihr der herbeigerufene Arzt an, ihren Knaben zu entwöhnen. Bei seiner Heimkehr fiel dem Satten ihr Hüfteln auf; er ahnte darin den Unglücksboten. Er beriet ausgezeichnete Kollegen, doch alles ohne den mindesten Erfolg. Die langsam fortschreitende eitrige Lungenschwindsucht nahm ihren Verlauf. Sie starb am 19. November 1835. Ihren Tod sagte sie beim Frühstück dieses Tages voraus. An ihr Sterbelager ließ sie einen Prediger kommen und bat ihn, bei ihrer

Beerdigung im Wohnhaus an die Versammelten eine Ermahnung zu halten, ersuchte ihn um ein Gebet, betete selbst, nahm Abschied von allen, Gatten und Kindern, Wärterin und Magd, gedachte auch der fernen Verwandten in Europa, küßte die Hand des Predigers und starb mit den Worten: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ Der trauernde Witwer mit sieben Kindern tröstete sich, daß nichts ohne Vorsehung Gottes oder von ungefähr geschehe. Den schmerzlichen Verlust dieser religiösen und sittlich hochstehenden Frau fühlte er stets, wie er in einem Brief 1868 schreibt, da er bei vorgerücktem Alter täglich, wie übrigens schon seit 1831, auch sein Ende erwartete (er lebte dann noch 19 Jahre).

Im Jahre 1836 besuchte H. D. in Durchführung eines seit 1831 beabsichtigten Planes Europa und die Verwandten daselbst mit seinem Sohne Charles, den er zur Erziehung seinem Schwager in Basel anvertraute. Dem Eindruck, den er damals den alten Verwandten hinterließ, verleiht eine Mitteilung seiner Schwester rührenden Ausdruck. Sie nennt in ihrer gemütvollen Art tiefgerührt die Tage seines Besuches in Europa die vergnügtesten ihres Lebens. So ganz und herrlich wohl war er, daß er ihr innerlichst Vergnügen bereitere und alle Wünsche ihres Lebens erfüllte. Um so schmerzlicher empfindet sie die Trennung. In Erwartung eines Kindes wünschte sie ihn später als Paten und hielt seinen geschwinden Besuch über den großen Bach nicht für unmöglich.

Abgesehen von seinen Verwandten besuchte H. D. damals Paris, brachte dort fünf Tage zu, fuhr nach Versailles und St. Cloud, deren Bauten er „magnifizent“ nennt, besuchte die berühmte Porzellanfabrik zu Sevres und besichtigte die bedeutendsten Merkwürdigkeiten der Weltstadt. Er besuchte auch mehrmals Dr. Hahnemann und dessen Frau, durch welche er aufs freundlichste bewirtet wurde. Auch ein Aufenthalt in Freiburg i. Br. zur Er-

langung der Würde des Dr. medicinae, chirurgiae et artis obstetriciae fällt also in diese Zeit.

1852 meldet er, daß er nach Easton gezogen sei, in ein großes dreistöckiges Haus mit zehn Zimmern nebst Küche, Speisekammer, Office, drei Dachzimmern, zwei Kellern und einem Waschhaus, in öffentlichem Viereck der Stadt gelegen, in dessen Mittelpunkt 1876 sich ein Springbrunnen befand. Mit diesem Umzug war er sehr zufrieden. Easton, stolz, ihn einen seiner historischen Söhne zu nennen, liegt 77 Meilen von New York, 52 von Philadelphia entfernt, von drei Seiten durch Flüsse eingeschlossen, im Süden die Lecha, im Osten die Delaware, im Norden die Buschkill. Ein Kanal führt nach Philadelphia, ein anderer nach New York. Eine Eisenbahn nach Philadelphia war 1852 bereits vermessen, eine andere nach Bethlehem-Allentown-Mauchunk. 1868 waren es bei der Entwicklung der Vereinigten Staaten in Riesenschritten fünf, 1876 sechs Eisenbahnen und drei Kanäle. Durch Telegraphen ist die Stadt mit den übrigen Theilen des Landes verbunden. Die breiten Fahrstraßen durchkreuzen rechtwinklig; die Seitenwege, 14 Fuß breit, sind mit hartgebrannten Ziegelsteinen belegt, 1876 mit Schiefer oder Sandsteinen, immer rein gewaschen und meist mit Schatten- und Bierbäumen bepflanzt. Gasbeleuchtung ist in den Straßen, auf öffentlichen Plätzen und in den meisten Privathäusern eingeführt. Die Wasserzisterne, aus welcher die Einwohner mit Quellwasser in eisernen Leitungsröhren versehen werden, liegt 170 Fuß höher als die niederen Stadttheile, so daß der Druck (die Triebkraft) des Wassers zum Waschen der Häuser, der Fenster, der Fußsteige usw. mittelst Schläuchen vorteilhaft ausgenützt werden kann. Hier ist der Gerichtssitz mit den nötigen Gebäuden und dem Gefängnis für das County Northhampton, ein Seminar, 1876 College mit 400 Studenten und 26 Professoren, mehrere praktische Lehranstalten für Jünglinge und Töchter, eine Menge Mühlen, Eisen-

gießereien, Bierbrauereien, Branntweimbrennereien, Gerbereien, Verkaufsläden und Gasthäuser, Vereine für Geselligkeit, Wohlthätigkeit, Musik und Religion und viele Kirchen der verschiedensten Sekten. 1876 waren es 17. Besonders werden 1876 auch Vereine für Feuerwehr mit ausgezeichnet schön gearbeiteten Spritzen- und Schlauchwagen erwähnt. An den Ufern der Lecha befanden sich auf einer Ausdehnung von 22 Meilen 1868 26 Hochöfen in vollem Gang, welche auf Grund der Funde von Eisenerz in der Gegend wöchentlich 200 Tonnen zu 2240 Pfund Roheisen oder Masseln lieferten. Die Umgegend ist fruchtbar und belohnt den Landmann reichlich, der durch Fleiß mit Kalk und Gips den größten Theil des steinigen Bodens zu bewundernswertem Ertrag gebracht hat. In einer Einwohnerschaft von zirka 9000 Amerikanisch-Deutschen und Irländern im Jahre 1852 (1876 waren es 14,000) befanden sich 18 allopathische Ärzte und 5 Apotheken. 1876 waren es 26 Ärzte (neben ebensoviel Advokaten). H. D. ist der einzige Homöopath und hat so viel zu tun, als er nur kann.

In Easton ist er denn auch in Ausübung seiner außerordentlich erfolgreichen ausgedehnten ärztlichen Tätigkeit bis an sein Lebensende geblieben. Seinen Beruf übte er anfänglich zu Pferd oder im Fuhrwerk (Schlitten) aus und ist in elf Jahren nie zu Fuß gegangen, wobei er gelegentlich seinen Vater wegen seiner mühsamen Geschäftsreisen zu Fuß bemitleidete oder auch bewunderte. Später legte er jährlich Tausende von Meilen auf den verschiedensten Eisenbahnen zurück.

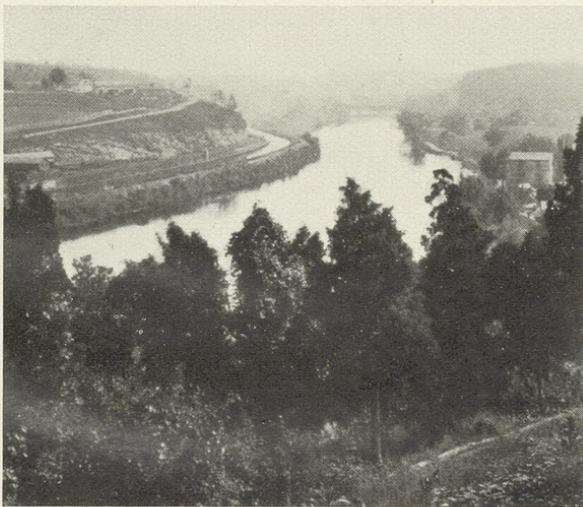
Daneben betätigte er sich naturwissenschaftlich und gemeinnützig und auch als Geschäftsmann. Die vielen verschiedenen Ämter und Titel, die der Nekrolog aufzählt, seien hier um seiner Bescheidenheit willen, da er solche in seinen Briefen nie erwähnt, weggelassen. Sie reichten vom Schuldirektor in Unter-Saucon bis zum Mitglied der medizinischen Fakultät der homöopathischen Akademie in Allen-

town, deren Gründer und Lehrer er war (1836), und Mitglied des amerikanischen Instituts für Homöopathie in New York (1844).

Obgleich er schon 1831 als Sechsunndreißigjähriger an den unerwarteten plötzlichen Tod dachte und seine Hinterlassenschaft für seine Nachkommen ordnete und oft und immer wieder in seinen Briefen an die Kürze des Lebens erinnert, hat er doch ein außergewöhnlich hohes Alter erreicht. Er war offenbar von Natur gesund, obgleich er von Erkältungskrankheiten nicht verschont blieb und auch hustete. So war er beispielsweise 1840 wochenlang durch Fieber ans Bett gefesselt und meinte, in seinem Kopf sei alles voll. Doch überstand er jeweilen solche Erkrankungen. 1847 schrieb er, er sei gesund und spüre die Wirkungen des Alters nicht; 1868 wieder fühlte er sich physisch und psychisch gesund und munter, verhältnismäßig stark nach 51jähriger mühsamer Praxis, 1876 schrieb er noch ohne Brille, 1878 besuchte er, also 83jährig, noch seine Großtöchter in Oil-City, dem weltberühmten Ölfundort Pennsylvaniens, und seinen Bruder John in Ohio, nach früheren Besuchen. 1884, bei meinem Besuch, war er also 89jährig, gesund und frisch und, obschon etwas gebeugt, was Familienart zu sein scheint, noch überaus rüstig, in ausgedehnter Praxis tätig, abends der letzte, der zu Bett ging, morgens früh schon wieder wach und munter vor allen, nahm regsten Anteil am Schicksal aller Verwandten in Europa und erkundigte sich einläßlich durch unermüdliches Fragen über jedes einzelne Glied der Familie bis in die späteste Nachtstunde hinein, mehr fragend, als beantwortet werden konnte. Für Jüngere war er ein beschämendes Vorbild der Regsamkeit des Geistes und der Selbstbeherrschung. 1886 nahm er noch teil an der Einweihung des neuen Hahnemann-College und Spitals in Philadelphia, der einzige unter Hunderten von Männern und Frauen, der mit Dr. Hahnemann selber gesprochen. Ein kleiner gebückter Mann mit leuchtenden, gelegentlich



Easton Pa. U. S. A. Centre Square, linke Ecke der dritten Straße,
das Haus des Dr. J. D.



Der Lehigh oder Lechafluß bei Easton Pa. U. S. A., parallel auf dem
rechten Flußufer der Kanal und die Eisenbahn mit 4 Geleisen, auf der An-
höhe die Landstraße, im Hintergrund Brücke und Hochöfen von Glendon.

blühenden Augen, rosigem Antlitz und weißen Haaren, lächelte, in einer der luftigen Hallen des schönen neuen Hahnemann-College und Spitals sitzend, der um ihn versammelten Gesellschaft zu.

Aber auch von Unglücksfällen blieb er nicht verschont. Über einen solchen meldet er 1840 sehr anschaulich, dem er und seine Tochter C. dank dem göttlichen Schutz ohne geringste Verletzung entkam. Bei einer Tränkestelle scheute das Pferd seines Wagens vor dem aufgespannten Parasol der Tochter im offenen Fuhrwerk, rannte ohne Zügel davon, schleppte den H. D., der aufzuhalten versuchte, zirka 20 Schritte weit mit; der Wagen überfuhr ihn, verletzte ihn am Kopf, Brust und Fußgelenk. Das Pferd rannte eine Meile weit gegen ein Haus, das Fuhrwerk streifte einen im Wege stehenden Pflug, wurde umgeworfen und brach die Achse. Doch kam die Tochter ohne die geringste Verletzung oder auch nur Beschädigung der Kleider und des Parasols davon. H. D. blieb noch einige Zeit liegen, wurde dagegen durch den Sturz von seinem Bluthusten und heftigen Schwindel geheilt. (?)

Über die letzten Tage des 92jährigen im April 1887 teilt der Nekrolog einiges mit. Vor drei Wochen erhob er sich am frühen Morgen nach seiner Gewohnheit von Kind an, machte seinen gewohnten Morgenspaziergang und hatte das Mißgeschick, an der Ecke der Straße aufs Pflaster zu fallen und seinen Kopf aufzuschlagen. Es wurde ihm auf die Füße geholfen. Er kehrte in sein Bureau zurück, nahm sein gewohntes Frühstück ein und ging nach Bethlehem, um verschiedene Patienten zu besuchen. Andern Tages besuchte er noch Kranke in Frenchtown, N. J. Am Abend des dritten Tages begann er die Folgen seines Falles zu spüren. Von da an bis Donnerstag morgens 7 Uhr, da er starb, war er meistens ins Zimmer gebannt. Das regte den stets an Auswärtsleben Gewöhnten auf. Aber solange er bei Bewußtsein war, gab er Anordnungen für seine

Patienten und verordnete Medicinen, bis er durch Schwachheit die Kraft zu reden verlor. In diesem Zustand traf ihn noch einer seiner Großneffen, E. S. von Basel, der sich in Seidenbandgeschäften damals in USA. aufhielt.

H. D. starb am 21. April 1887 nach 72jähriger ärztlicher Tätigkeit, hochgeehrt in seinem neuen Vaterlande. Er hinterließ 3 Söhne, alle Ärzte, 4 Töchter, 27 Großkinder, 21 Urenkel. 8 Großsöhne trugen seinen Sarg. Über dem Haupte des Toten lagen zwei Garben von Ähren und eine Sichel von Rosenknöpfen. Als ausgezeichnete Arzt wird er in der Geschichte fortleben, sagt der Nekrolog.

Über seine ärztliche Tätigkeit wird am besten anschließend an dieser Stelle berichtet. Als Auswanderer war er, wie erwähnt, vorerst Schiffs-, dann Hafenarzt und Mitarbeiter von Dr. Martin in Allentown, bis er in Hellertown und später in Easton selbständig praktizierte und eine große erfolgreiche Tätigkeit entfaltete. Die in Europa mühsam erworbenen theoretischen und praktischen Kenntnisse der Heil- und Wundarzneikunde, Geburtshilfe, war er stets bemüht zu erweitern und hatte in seiner ausgedehnten Praxis hinreichend Gelegenheit, sie anzuwenden und daneben neue Erfahrungen zu sammeln. Nach seinem eigenen Bericht verrichtete er mit Erfolg die wichtigsten Operationen, neben geringeren auch Amputationen, Trepanationen, Herniotomien, Paracentese pectoris et abdominis, auch Staroperationen. In Obstetrik kamen ihm beinahe alle möglichen Fälle, außer die sectio caesarea, vor. Durchschnittlich vollzog er 180 Entbindungen jährlich, worunter 6—12 Instrumentalfälle. Doch bestand seine Hauptbeschäftigung in der Behandlung innerer Krankheiten, in welcher er große Übung und Glück hatte.

Seine ärztliche Behandlungsweise war anfänglich, aber vielleicht auch durchgängig, noch bis zu der Zeit, da sein Sohn Charles sein Gehilfe war, die allgemein übliche. Denn einige Rezepte, welche der genannte Sohn 1846,

also 18 Jahre nach 1828 (bemerkenswertes Datum), brieflich an seine Verwandten in Europa mitteilte, und die sicherlich von seinem Vater stammten, halten sich nach Urteil von Herrn Dr. Th. C. in Basel durchaus im Rahmen der gewöhnlichen und sind nicht spezifisch homöopathisch. Dementsprechend sind auch die hygienischen Verhaltensmaßregeln bei den verschiedenen Krankheiten bekannte und ganz gewöhnliche, wie frische Luft, wollene Kleider, warme Rissen, einfache Kost, Obstessen, Bewegung, Gemütsruhe. Dazu die damals üblichen Hausmittel wie Senfpflaster, Blutegel, Schröpfen und Aderlaß. Immerhin ist dabei nicht ausgeschlossen, daß H. D. von sich aus die Medikamente so anordnete, wie es die offizielle Homöopathie getan hat. Jedenfalls bekennt er sich nicht nur grundsätzlich als Homöopath, sondern wird im Nekrolog geradezu als der unwidersprochene Pionier der Homöopathie in Pennsylvanien, ja in USA. bezeichnet, was er sicher sei, wenn nicht nachgewiesen werden könne, daß vor 23. Juli 1828 in Amerika ein anderer homöopathische Dosen verschrieb. Nun ist aber infolge einer Korrespondenz von John R. D., Easton Pa., 26. März 1931, vom War Departement army medical library, Washington, nachgewiesen, daß die Homöopathie in Amerika eingeführt wurde durch Dr. H. B. Gram, 1825. Dagegen ist in einem biographischen Aufsatz von Dr. H. D. in Cleaves biographical Cyclopaedia of homöopathic physicians, pag. 275—277, bestätigt, daß Dr. H. D. am 23. Juli 1828 die erste Medizin nach dem Gesetz similia similibus curantur erteilte. Wenn nun auch dieses merkwürdig genaue Datum, das nur von ihm stammen kann, in seinen Briefen nirgends erwähnt wird, so bekannte er sich doch sicherlich von 1830 an, da er den Todesfall seines Vaters als Opfer des Brown'schen Systems bezeichnet, bis zur letzten Ermahnung an seine Verwandten, Mutter und Schwester, im Notfall doch ja einen homöopathischen Arzt oder homöopathische Medizin zu nehmen, zur Homöopathie. In seinen Briefen finden

sich folgende sichere Daten: In einem Briefe vom 25. August 1831, also drei Jahre nach oben genanntem Datum, an Dr. Siegrist, Basel, der ihm durch die Zeitschrift „Archiv der Homöopathie“ als eifriger Beförderer dieser neuen Lehre geschildert wurde, ersucht er, um sich mit den Grundsätzen der Homöopathie näher bekannt zu machen, um Auskunft darüber, um Literatur nach einem von Freundes Hand ihm zugestellten Verzeichnis und um eine Apotheke. Er ordnet auch Bezahlung der Kosten durch sein Restguthaben von der Erbschaft an und erwartet Zusendung über Hamburg, eventuell, wenn daselbst Cholera regiere, auf anderm Wege. Ausgehend von der Unzulänglichkeit der bisherigen Heilmethoden, besonders bei chronischen Krankheiten, und mit dem Bedauern des niedrigen Standpunktes der bisherigen Wissenschaft, welche die eigentliche Arzneiwirkung der gebrauchten Mittel weder in quantitativem noch qualitativem Verhältnis bisher gekannt habe, ersucht er um ein Urtheil über die Zulänglichkeit der Homöopathie und des Begründers derselben, Hahnemann, der die sinkende Ehre der Heilkunde gerettet und durch vielfältige Heilungen nach seinen Grundsätzen durch ihn und seine Nachfolger seinen Namen (H. D. sagt Ruhm) und Lehre unsterblich gemacht habe. Über den Erfolg dieses Gesuches ist in den Briefen nicht mehr die Rede. Dagegen geht aus denselben klar hervor, daß er sich begeistert der Homöopathie zuwandte.

Seinen Bruder rettet er 1832 von einem Choleraanfall auf der Seereise durch Mittel, die leider nicht bekanntgegeben werden.

1836 besuchte er Dr. Hahnemann mehrmals in Paris.

1838 hat er sehr viel Geschäfte in seinem Fach, ganz besonders jetzt, da die Ruhr (also wohl nicht die Cholera, die er sonst so oder asiatische Brechrühr nennt) in dieser Gegend herrscht, in welcher Krankheit er und sein Publikum aus vieljähriger Erfahrung der Homöopathie besonders viel zu danken hat.

Seinen zur Ausbildung in Europa weilenden und dort erkrankten Sohn warnt er vor allopathischen Ärzten und weist ihn an einen Homöopathen.

Seine Kinder behandelt er 1840 selbst nur homöopathisch.

1852 ist er in Easton (9000 Einwohner), neben 18 allopathischen Ärzten, 1876 (14,000 Einwohner) unter 26 Ärzten der einzige Homöopath, der seiner großen Inanspruchnahme nur mit äußerster Anstrengung genügen kann.

Ohne sich über Wesen und Wert der Homöopathie ein Urtheil anzumachen, kann doch der Biograph eines homöopathischen Arztes feststellen, daß dessen ärztliche Tätigkeit von großem Erfolg gekrönt wurde. Wenn er nun auch nicht der erste und einzige Pionier der Homöopathie in Pa. und „USA.“ sein sollte, so tut das seiner Ehre keinen Abbruch, da der Zeitraum der Geschichte der Menschheit von 1825 bis 1828 nicht sehr groß ist und neue Ideen, Entdeckungen, Erfindungen bekanntlich nicht nur von einem allein, sondern von verschiedenen Personen zur gleichen Zeit der Menschheit geschenkt werden.

Da die asiatische Cholera, welche in jenen Jahren Europa und Amerika heimsuchte, diese Pandemie, durch deren Verbreitung über die ganze nördliche Hemisphäre gerade die Jahre 1817 bis 1837 eine in der Geschichte der Epidemien ohne Beispiel dastehende Bedeutung erlangt haben (Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, § 728), auch schon die Bundesgenossin der Homöopathie genannt wurde (Allg. Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, Brockhaus Leipzig 1853, pag. 280—337, Dr. Thon), ist hier ein Wort über die Stellung von H. D. dieser verheerenden Seuche gegenüber wohl angebracht. Wenn er auch nicht, wie wir schon gesehen haben, die Cholera auf dem Auswandererschiff seiner ersten Reise bekämpft hat und in seiner neuen Heimat durch die Erkenntnis und Bekämpfung einer Seuche von Bleivergiftung, nicht der Cholera, bekannt und berühmt wurde und im Jahre 1838 eine Ruhr-, nicht Cholera-, Epi-

demie bekämpfte — er müßte es bei seiner Genauigkeit eben sagen —, so lag ihm doch die Behandlung und Überwindung der von ihm in seinen Briefen sehr oft erwähnten mörderischen Seuche durch Jahrzehnte seines Lebens am Herzen, und sein Bruder glaubte dankbar, durch die Mittel des Doktors der Cholera und dem Tod wunderbar entrisen worden zu sein. Freilich klingen die Ansichten über die Ausbreitung der Cholera, die mehr in Städten als auf dem Lande beobachtet wurde, in seinen Briefen fast etwas naiv, wenn er sagt, die Cholera überziehe die Erde von Osten nach Westen, wie der Brand 1843/44 die Kartoffelfelder von Westen nach Osten. Diese Auffassung eines Amerikaners, für welchen Asien ebensogut im Westen als im Osten liegt, findet ihre Erklärung wohl, abgesehen von der Umdrehungsrichtung der Erde, nur im Blick auf die damaligen Schiffsverbindungen (beziehungsweise Karawanenstrassen) zwischen Asien, Europa und Amerika, welche die europäische Einstellung eines, sonst Europa gegenüber so fortgeschrittenen und unabhängigen, überlegenen Amerikaners von Ost nach West verständlich machen.

Ob sein Urtheil über die Wertlosigkeit, ja Lächerlichkeit eines Gesundheits-Cordons gegen die Ausbreitung der Epidemie richtig ist, mögen Fachmänner entscheiden. Unrichtig ist jedenfalls seine durchaus subjektive und wissenschaftlich keineswegs gerechtfertigte Behauptung 1832, die Astronomen Deutschlands und auch einige Frankreichs hätten durch den Kometen in Verbindung mit der Cholera den Pfaffen und gekrönten regierenden Häuptern eine gefährliche Waffe in die Hände gespielt, da in Teuerung, Pest, Tausendjährigem Reich und weltzerstörenden Kometen eine erwünschte Machtmaschine entstehe, um die wankende Willkürherrschaft zu befestigen und jeden Funken von bewußtem Menschenrecht und Aufklärung aus Europa zu verbannen, indem durch abergläubische Torheiten der dem Klerus und den Regenten so gehässigen Aufklärung und dem daraus entspringenden

Streben nach religiöser und politischer Freiheit jeder Zutritt erschwert, ja unzugänglich sei. Und fast unglaublich klingt die fernere Behauptung (immerhin mit dem Zugeständnis, sie beruhe vielleicht auf falscher Nachricht), Osterreich und die ungarischen Edelleute hätten dem den gekrönten Häuptern erwünschten Umsichgreifen der Krankheit unter der ärmeren Volksklasse keinen Einhalt getan, da alle Vorsicht zwecklos und als der Vorsehung und Schickung Gottes vorgreifend ausgeschrien und gepredigt worden sei. Diese starke Behauptung kann wohlwollend nur einigermaßen verstanden werden aus mangelhafter historischer Bildung und Kenntnis der europäischen Verhältnisse, andererseits aus übertriebener Begeisterung für die amerikanische Freiheit und Gleichberechtigung aller Klassen in der Demokratie. Denn der wissenschaftliche Nachweis über die Bemühungen der Regierungen und Kirchen (Klöster) seit dem Mittelalter, die Seuchen, wie Lepra, Pest usw., zu bekämpfen, ist geleistet durch Prof. Dr. R. Baas, Gesundheitspflege im Mittelalter Basels, und Prof. Dr. Burckhardt-Friedrich, Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Basel, 1460—1900. Außerdem steht dieser Auffassung die einfache praktische Überlegung entgegen, daß die Staaten zu allen Zeiten Soldaten brauchten und kein Interesse hatten an der Dezimierung ihrer Untertanen.

Über die angewandten homöopathischen Arzneimittel geben leider seine Briefe, abgesehen von schon erwähnten allgemeinen Verhaltensmaßregeln und üblichen Rezepten, keine Aufschlüsse. Wenn er der indischen Brechruhr oder Cholera gegenüber bemerkt, daß nüchterne, reine und enthaltsame Personen nicht so sehr besorgt sein müßten als die, bei denen das Gegenteil stattfindet, so wird der Schluß nicht übereilt sein, daß seine Weisheit hauptsächlich in der Hygiene der Nüchternheit, Reinlichkeit und Enthaltbarkeit bestand, verurteilte er doch stets die alten europäischen Sitten des Trinkens und Rauchens und konnte von seinem Bruder John einmal sagen, er lebe

so rein und nüchtern wie ein Fisch. Wenn er gesund und sich selber getreu bleibe, könne es ihm an zeitlichem und ewigem Wohl kaum fehlen. Das Geheimnis seiner unleugbaren großartigen Heilerfolge endlich wird wohl neben einer gesunden Hygiene, mit welcher er Sonne, Turnen, Fechten, Schwimmen und körperliche Übungen empfiehlt (1837), am ehesten zu suchen sein in seiner eigenen, an Leib und Seele gesunden, starken Persönlichkeit, die, wie wir gesehen haben, auch auf Gesunde ihres Eindruckes nicht verfehlte, (wie anlässlich seines Besuches bei den Verwandten in Europa zutage kam), und unter Umständen durch bloßes Erscheinen ohne viel Medizin ein Fieber heilen konnte, (wie es bei seinem Bruder in Ohio 1840 tatsächlich der Fall war), und außerdem vornehmlich in seiner ernstern, frommen, doch mutig-frohen Lebensauffassung. Das Urtheil über Homöopathie und Naturheilmethode muß seinen modernen Kollegen der fälschlich sogenannten allopathischen (er schreibt alleopathisch, wie Kiliogramm) Richtung und noch eher der Geschichte der Entwicklung der Arzneiheilkunde und medizinischen Wissenschaft überlassen bleiben¹⁾.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

¹⁾ Sie sind um so seltener, als damals Briefe sehr schwer zu bestellen waren und nur per Gelegenheit befördert werden konnten. H. D. schreibt: Wenn die Briefe in Basel frankiert werden in eine Seestadt, z. B. Havre, so werden sie, wie ich glaube, befördert. Sie können auch an die Leipziger Messe gesandt werden, auf welcher sich gewöhnlich amerikanische Kaufleute einfinden. Auch Schriftgießer Haas, Basel, befördert Briefe nach Philadelphia. Beispielsweise kamen Briefe, am 27. Mai 1819 und 6. Mai 1821 abgefannt, erst Herbst desselben Jahres in die Hand des Adressaten.

²⁾ Daß er in seiner Jugend die Dorfschule seiner Heimat mit großem Verneifer besuchte und in St. Imier Französisch gelernt hat, sei dem Nekrolog gerne geglaubt.

3) Nach dieser Ordnung, § 3, waren bevormundet Witwen und ledige Söhne und Töchter unter 25 Jahren, nach dem Anhang unter 24 Jahren, H. D. also bis 1819, und nach § 10 dieser Ordnung sollte ohne Bewilligung nichts veräußert werden und nach § 12 an auswärts Wohnende nicht das Geringste gesandt werden.

4) Vandamme wurde nach der 2. Restauration aus Frankreich verbannt, durfte nicht in Gent bleiben, wanderte 1817 nach U.S.A. aus, von wo er nach zwei Jahren, 1819, wie H. D. als P.S. seines Briefes bestätigt, zurückkehren durfte, um bei Gent ein Landgut zu kaufen. 1822 wurde er wieder in die Armee aufgenommen, 1824 auf Halbsold gesetzt, starb 1830 in Frankreich.

5) Da seine Doktorpromotion in Freiburg i. Br. 23. September 1836 datiert ist, so ist sie offenbar nachträglich eingetragen worden. Irrtum im Datum vorbehalten.

6) Wie damals Frachtgüter versendet wurden, dafür nur ein Beispiel: Er bekam durch eine Firma eine Kiste, deren Schloß in äußerst schlechtem Zustand mit Pariserstift angeheftet war. Ein brauner Rock streckte seinen Flügel zwischen Kiste und Deckel heraus. Entweder wurde in St. Louis schlecht gepackt oder seither geöffnet.

7) Bei der Berechnung der Dauer der Seefahrt hängt alles davon ab, ob man die Tage der tatsächlichen Fahrt von einem Ufer zum andern, 18. Mai bis 22. Juli, oder den Aufenthalt an Bord, 9. Mai—28. Juli, einschließlich der Quarantäne und des Abwartens günstigen Windes rechnet.

8) Zum Vergleich und Beweis, daß auch Basel damals keineswegs so rückständig war, sei angeführt, daß am 28. Juli 1832 der Raddampfer Stadt „Frankfurt“ von Rehl 32 Wegstunden im Rhein in 71½ Stunden aufwärts ankam und acht Stunden stromabwärts brauchte. Die Folge sollte dann eine regelmäßige Dampfschiffahrt Basel-Rehl sein.

9) Ebenso unsicher sind die Angaben über die Fahrpreise. H. D. gibt 1840 als Kosten für erste Kajüte Fr. 500.— bei Engländern ohne Wein und Fr. 700.— bei Franzosen mit Wein an. Er selber zahlte Fr. 750.—, nennt aber diesen Preis im Hinblick auf gebotenen Komfort übertrieben; die Hälfte wäre genug. Zwischendeckpassagiere bezahlten 1817 Fr. 340.— von 14 Jahren an und Fr. 170.— unter 14 Jahren. Hapag gibt an 1847 als Kosten für erste Kajüte Fr. 375.— bis Fr. 450.— ohne Wein, für zweite Kajüte Fr. 262.50 bis Fr. 281.25, für Zwischendeck Fr. 187.50. Die ziemlich auseinandergehenden Angaben erklären sich vielleicht durch die Verschiedenheit der Zeit, der Länder und der Valuta.

¹⁰⁾ Die 1867 noch übliche Kanzelverkündigung lautete übrigens auch in U.S.A. „unser lieber Bruder (H.) ist in die Ruhe gegangen“.

¹¹⁾ Daß er übrigens den Arztberuf nicht als den einzig befriedigenden betrachtete, beweist sein Rat an seinen Sohn William, dem es bei seiner Liebe zum Studium an Kenntnissen nicht mangelte. Er riet ihm aber von der ärztlichen Praxis ab, die bei des Sohnes angewöhnter Inaktivität vielleicht nicht einträglich genug sein möchte. Doch bestand der Sohn auf seinem Entschluß und wurde auch mit Erfolg Arzt.
